L. gem.
245^m

germ.
245 m

Senkenberg

Renat. C. v.

<36624679670017

<36624679670017

Bayer. Staatsbibliothek

Gedanken
über
einige Gegenstände
die Teutsche Sprache
betreffend
von
Renatus Karl, Freiherrn von Senkenberg.

Der
königlichen Gesellschaft der Wissenschaften
zu Berlin
gewidmet.

Frankfurt, 1798.
bei Georg Ludwig Maklot.

3 fo. 65.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede,

zugleich anstatt der Zuschrift.

Daß unsere Teutsche Sprache noch gar zu viel unbestimmtes an sich habe, welches nothwendig bestimmt werden muß, ehe sie zu derjenigen Vollkommenheit gelangen kann, in welcher sie einer der größten Teutschen, Preußens Friederich der Zweite, zu sehen gewünscht hat, ist Thatsache.

Etwas dazu, nach Kräften, beizutragen, ist ein, jedem teutschen Mitbürger, insonderheit jedem Schriftsteller, anständiges Geschäft. Jeder übernimmt auch dieses desto lieber, seitdem Preußens Friederich Wilhelm der II. der Berliner Akademie der Wissenschaften die Reinigung und Vervollkommnung der teutschen Sprache als einen künftigen Hauptgegenstand ihrer Bemühungen anempfohlen, und seitdem diese berühmte Gesellschaft alle Liebhaber ihrer Muttersprache zu Beiträgen, sogar unter Bestimmung ansehnlicher Preise, aufgefordert hat. Der Verfasser, den sonderlich die unternommene Fortsezung der Häberli-

nischen Reichsgeschichte alle Augenblicke auf Sprach-Schwierigkeiten stoßen machte, sendet das, was er über dieselbe gedacht, und entscheidendes gefunden zu haben glaubt, gleich gedruckt und unter seinem Namen ein, weil er durch diese Einsendung zunächst nach keinem andern Preis, als nach dem des Wohlgefallens der erleuchteten Männer, die jene Akademie ausmachen, zu ringen sich vorgenommen hat. Hiernebst aber wünschte derselbe freilich auch, daß seine Arbeit andern gelehrten Zeitgenossen, welche die Ehre, Mitglieder der erwähnten Akademie zu sein, nicht haben, insonderheit den Theilha-

bern der Braunschweigischen Gesellschaft zur Verbesserung der teutschen Sprache, wenigstens als einigermaßen nüzlich vorkommen möge. Die Gegenstände selbst, an der Zahl vierzehen, über welche ich, so wie mich einer oder der andere eben besonders rührte, meine hier vorgelegte Gedanken zusammengeschrieben habe, sind gewiß der Betrachtung werth, so viel auch schon über manche davon in den Druck gegeben worden ist. Zum augenblicklichen Beweis seze ich nur gleich die Titel der Abhandlungen hieher:

1) über die Frage: ob man teutsche Bücher mit teutschen oder nicht teutschen Buchstaben drucken solle?

2) Ueber die Einmischung lateinisch und französischer Wörter in teutsche Schriften.

3) Ueber die weibliche Endigung der Familien-Namen.

4) Ueber die patronymische Endigung isch.

5) Ueber die Wegwerfung des Buchstabens n, so in der Mitte als am Ende mancher Wörter.

6) Ob man patronymische Wörter mit großen oder kleinen Anfangsbuchstaben schreiben solle?

7) Von der Plural-Endigung der Adjektiven, in e und en.

8) Von den ausländischen Buchstaben ch, c, ph und y.

9) Von der Rechtschreibung fremder, in teutschen Schriften vorkommender Namen.

10) Von den Verbindungsstrichen der zusammengesezten Wörter.

11) Ueber die Wörter Aristokratie und Rescript.

12) Vom doppelten Z.

13) Von dem Gebrauch, anstatt å, ŏ, ů, getrennt a e, o e, u e, zu schreiben.

14) Soll man Teutsch oder Deutsch schreiben?

Wie die Ausführung gerathen? ob ich alles gesagt, was gesagt werden konnte? und ob ich alles Gesagte recht gesagt? muß ich nun dem Urtheil des Publikums überlassen. Soviel wird jeder meiner geehrtesten Leser den Abhandlungen ansehen, daß ich gelesen und gedacht habe. Welcher Saz in jeder

Abhandlung aus Lesen, und welcher aus Denken entstanden? kann bei der Beurtheilung desselben keinen Einfluß haben: genug, wenn er auf die vorgetragene Art richtig scheint. Eben so liegt auch nichts daran, zu wissen, wer anderer Meinung war; genug, wenn man die Gründe desselben widerlegt findet. Aus diesen Ursachen wird man äußerst selten, in den sämmtlichen Abhandlungen, einen Schriftsteller für oder wider meine Meinungen angeführt lesen. Sollte das gelehrte Publikum, und insonderheit die erleuchtete Akademie, meine hier vorgetragene Gedanken ihres Beifalls nicht unwürdig achten, so werde ich dadurch vielleicht kühn,

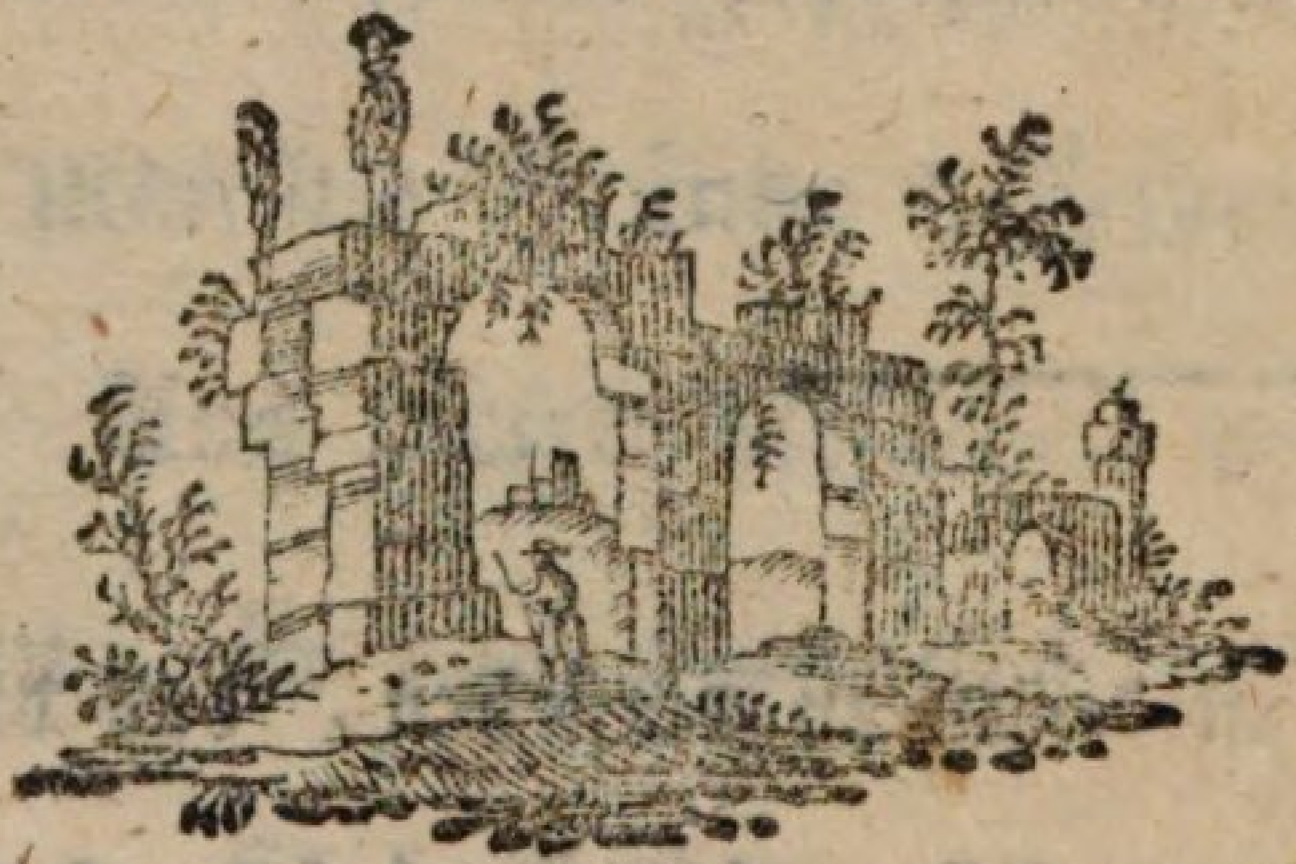
noch mehrere Sprach-Abhandlungen folgen zu lassen. Wo nicht, so mag es an diesen genug sein!

Geschrieben zu Gießen, um Ostern 1798. *)

---

*) Diß ist dahin zu verstehen, daß die Vorrede um diese Zeit geschrieben ist. Die Abhandlungen sind zum Theil schon mehrere Jahre alt, insonderheit die erste, in welcher daher auch die Pracht-Ausgabe der Wielandischen Werke noch als zukünftig angegeben ist. Sie sollten eigentlich nach und nach in den Braunschweigischen Beiträgen erscheinen. Allein einige Umstände

bewegten mich, mit Herrn Rath Campe's Bewilligung, das Manuscript wieder abzufordern, und sämtliche Aufsäze hier miteinander abdrucken zu lassen.



Von dem

Gebrauch der lateinischen Lettern bei teutschen Büchern.

Ein nicht unwichtiger Gegenstand für den Liebhaber der teutschen Muttersprache ist gewiß vorzüglich mit die Untersuchung der Frage: ob man die in derselben geschrieben werdende a) Bücher, mit teutschen oder lateinischen Buchstaben drucken solle? Freilich fängt es seit einiger Zeit an, Mode zu werden, die Bücher so zu drucken, als ob sie lateinisch geschrieben, und so zu binden, als ob sie im Pergament gebunden wären:

a) Warum ich das n am Ende des Plurals der Participien (mit den Oberteutschen, gegen die Gewohnheit der Sachsen,) auslasse, davon wird eine besondere Abhandlung die Ursache angeben.

Und vielleicht ist von beiderlei Gebrauch eine und dieselbe wahre Grundursache, nehmlich der Mangel, hier an Pergament, und dort an lateinischer Sprachkenntniß. Doch da dieser gewiß meistens wahre Grund nur von den Buchbindern, nicht aber von den Schriftstellern zugestanden wird, so mag derselbe hier bei Seite gesezt bleiben. Die Sache selbst, nehmlich die Mode des lateinischen Drukkens betreffend, so habe ich viel über die Nüz- oder Unnüzlichkeit derselben gedacht und gelesen, davon ich das Resultat b) hier dem geehrten Publikum aus der Ursache übergebe, weil ich hoffen darf, daß dasselbe eins und das andere noch nicht, oder doch noch nicht auf diese Art Gesagte, zu lesen bekommen werde. Ob ich etwas und wo ich es gelesen? oder ob ich es selbst gedacht? ist zu diesem Zweck einerlei. Genug wenn die Gründe und Gegengründe für

b) Ungerne bediene ich mich dieses fremden Worts, weil ich noch kein gleichgeltendes teutsches gelesen habe, auch kein dergleichen mir einfallen will.

die Beibehaltung der teutschen sowohl, als für die Einführung der lateinischen Buchstaben alle, und in gehörigem Lichte, da stehen. Ich will demnach zuerst alle Gründe für die lateinische Buchstaben, so viel ich derselben nur kenne, ohne Rücksicht woher? kürzlich zusammenstellen und prüfen, sodann die für die Beibehaltung der teutschen Buchstaben hinzufügen. Der geneigte Leser mag dann urtheilen!

I. Alle mir zu denken mögliche Gründe für die lateinische Lettern sind folgende:

Erstlich heißt es: „Die lateinische Buchstaben sind älter als die teutsche. Warum soll man denn das Aeltere verwerfen, und etwas „Neues einführen?"

Also, weil ehemals die Kriegsleute Harnische, und die Gelehrte schwarze Röcke trugen, sollen auch noch alle Kriegsleute Harnische, und alle Gelehrte schwarze Röcke tragen! Doch, wenn der Schluß auf einer ganz richtigen Voraussezung beruhete, so möchte er dann noch gelten — was er gelten könnte! Aber so ist

die Voraussezung (wohl zu merken) nur halb wahr. Wahr ist, 1) daß die lateinische große oder Uncial-Schrift älter ist als die teutsche oder gothische, auch Mönchsschrift. Aber eben so wahr ist auch 2) wie der Anblick der alten Urkunden und geschriebenen Bücher gibt, daß die kleine lateinische, wie wir sie heutzutage in den gedruckten Büchern brauchen, mit der gothischen von gleichem Alter sei, und in den frühern Jahrhunderten des Mittelalters zu der lateinischen, diese zu der teutschen Schreiberei gebraucht worden. In den leztern Jahrhunderten des Mittelalters hingegen, und zu Anfang der Buchdruckerei, herrschten die gothische Buchstaben so, daß sie, wie die gar große Anzahl der zuerst gedruckten Bücher oder sogenannten *Incunabulorum typographicorum*, beweiset, zu lateinischen sowohl als teutschen Büchern gebraucht wurden. Erst um das Jahr 1500 herum gerieth man darauf, den Unterschied einzuführen, der heutzutage abgeschafft werden soll.

Zweitens sagt man: „Wären die latei„nische Buchstaben auch nicht älter, so sind „sie doch offenbar schöner, und also alleine „beizubehalten.“

Hierauf antworte ich folgendermaßen: Es ist nichts in der Welt so relativ oder verhältnißmäßig, als der Begriff der Schönheit. In der Mathematik herrschen freilich die gerade, winkelichte und runde Striche. Aber herrschen sie auch in der Natur, oder in ihrer Nachahmung, der Malerei? Ist ein egyptischer Obelisk oder Pyramide] gleich darum häßlich, ist gleich darum der Münsterthurm zu Straßburg, oder der Stephansthurm zu Wien, als aller Schönheit ermangelnd anzusehen, weil keins von ihnen der Kuppel des Pantheons oder der Peterskirche zu Rom gleicht? Ist eine sechseckigte Fensterscheibe schlechterdings häßlicher als eine runde? Ist darum ein lateinisches grosses aus zwei ganz geraden Linien bestehendes L schlechterdings schöner, als ein aus zwei, den Krümmungen eines krausen oder

flatternden Haars ähnlichen Linien bestehendes gedrucktes teutsches L?

Drittens sagt man: „Sei es auch nicht „ausgemacht, daß die lateinische Buchstaben „zierlicher oder älter sind, als die teutsche; so „ist doch die Einführung jener, ein Mittel, um „Ausländern das Lesen teutscher Bücher, zu er„leichtern, folglich jene desto eher zu Erlernung „der teutschen Sprache zu bewegen.“

Ich antworte hierauf zweierlei:

1) Läßt sich wohl nicht allgemein behaupten, daß die lateinische Lettern das Lesen teutscher Bücher erleichterten. Sie erleichtern ja nur die Lesung derjenigen, die mit lateinischen Lettern gedruckt sind. Aber wie wenige teutsche Bücher sind mit denselben gedruckt, gegen die ausserordentliche Menge derer, die nicht anders als mit teutschen Lettern zu lesen sind? Man nehme nur in der Dichtkunst, aus der lezten Hälfte dieses Jahrhunderts, die Werke einer Albrechtinn, eines Bodmers, Bürgers, eines Dusch, einer Gattererinn,

eines Gellerts, Gleims, Hagedorns, Hallers, einer Karschinn, eines Klopstocks, Lessings, Ramlers, Stollbergs, Voß u. s. w. von denen allen, so viel dem Verfasser bekannt, keins mit lateinischen Lettern zu lesen ist.

Auch Wielands Werke konnte man bisher nicht anders als mit teutschen Lettern lesen, und kann es noch nicht, bis die mit lateinischen Lettern angekündigte Pracht-Auflage herausgekommen. Wie mit der Dichtkunst, so ist es auch mit allen übrigen Künsten und Wissenschaften beschaffen. Nur den bei weitem geringsten Theil der sie betreffenden Schriften kann derjenige lesen, der die teutsche Lettern nicht versteht.

2) Ob, wenn auch alle teutsche Bücher mit lateinischen Lettern gedruckt wären, dadurch die Ausländer mehrere Lust bekämen, unsere Sprache zu lernen, ist mir sehr zweifelhaft. Noch ist mir kein einziges Beispiel angeführt worden, daß jemand, wer es auch sei, ich will

nicht sagen, ein denkender Wissenschafts begieriger Mann, der sonst die teutsche Sprache hätte lernen wollen, wärklich durch die Buchstaben abgeschreckt worden wäre. Mag wohl irgend ein windigter *Marquis*, oder *Comte*, oder *Chevalier français* zur Entschuldigung dessen, daß er die Sprache des Landes, das ihm ein oder auch mehrere Jahre lang zur Zuflucht gedienet, nicht lesen lernen wollen, in die Worte ausgebrochen seyn: *Ah s'il ne falloit pas apprendre ces lettres Gothiques!* Aber, wird dieß wohl auch ein denkender Franzose sagen, dem es um die nähere Bekanntschaft mit den teutschen Schriftstellern zu thun ist, von denen er viel Rühmliches gehört, oder einiges Wohlgefällige übersezt gelesen hat? Ich glaube es um so weniger, seitdem ich zwei aufgeklärte Vertriebene c) dieser unglücklichen Nation habe kennen

c) Einer von diesen beiden ist der lange Zeit in Hessen flüchtig gewesene, durch seine unter der Bezeichnung B. de F. V. herauszugeben angefangene Emigration poëtique bekannte geschickte Kenner der teutschen Sprache und ihrer Dichter,

lernen, welche die teutsche Sprache mit allem Eifer studirt hatten, und mich versicherten; daß es sie im Lesen eines teutschen Buchs störe, wenn es mit lateinischen Buchstaben gedruckt wäre. Doch lezteres (das vielleicht manchen so unerwartet zu lesen seyn wird, als es mir zu hören war) bei Seite gesezt; welcher denkende Kopf wird sich durch eine solche Nebensache als unterschiedene Buchstaben sind, an einem Vorhaben sogleich irren lassen? Wenn eine Schöne auf einem Berg stehet, und uns, zu ihr zu kommen, einladet, wird wohl jemand, dem es darum zu thun ist, sie näher kennen zu lernen, den Berg zu ersteigen scheuen? Und doch ist die Erlernung der Buchstaben in der teutschen Sprache

---

der Baron de Fages-Vaumale. Der andere ist der in Regenspurg mir bekannt gewordene Mr. de Florian, ein Bruder des berühmten, unter den Revolutions-Unruhen zu Paris, in eben diesem Jahr verstorbenen Schriftstellers, ein Mann der unsere teutsche Sprache aus dem Grunde studirt, und selbst den Messias gelesen hat.

gewiß für einen Franzosen, auch Italiener, Spanier u. s. w. mit keinem Berg, sondern höchstens mit einem Hügel zu vergleichen, da die Hälfte des gedruckten teutschen kleinen, und ein obwohl geringerer Theil des grossen Alphabets, mit dem gedruckten lateinischen kleinen und grossen, fast ganz übereinkommt. Ich erinnere mich hierbei und kann Zeugen stellen, daß ich selbst, ohne mich ausserordentlicher Fähigkeiten rühmen zu können, zu einer Zeit, da ich einmal von Pandekten und Praktikum ausruhen wollte, in Göttingen, bei dem seeligen Michaelis, das Arabische binnen acht Tagen ohne Anstand lesen gelernt habe. Und wie entfernt sind nicht die Arabischen von allen übrigen bekannten Buchstaben! Wie leicht wird in diesem Verhältniß ein jeder nur mit gewöhnlichen Fähigkeiten begabter Mensch die teutschen Buchstaben in ein oder höchstens zweimal 24 Stunden vollkommen erlernt haben! Aber, wenn er nun alle 24 Buchstaben der teutschen Sprache kann, hat er darum zu Erlernung derselben

einen grossen Vorsprung? Vielleicht keinen grössern, als der, der den Strasburger Thurm bis zum Gipfel ersteigen will, wenn er auf der 24sten Stufe steht. Ich wenigstens, um auch hier von meiner Erfahrung zu reden, habe mir nach Erlernung der arabischen Buchstaben, die Erlernung der Sprache nicht so sehr erleichtert geglaubt, daß ich dadurch Lust bekommen hätte, mich an leztere zu machen. Und so wird auch schwerlich jemand, der teutsche gedruckte Bücher lesen gelernt, dadurch Lust bekommen, teutsch zu lernen, oder glauben eine Hauptschwierigkeit überwunden zu haben.

Viertens: Anstatt daß (ebengesagtermaßen) viele das Lesen der von ihnen geschriebenen Bücher durch die lateinischen Lettern befördern wollen, sagte mir neulich ein Gelehrter, daß er eins und das andere lateinisch drucken lassen, damit es nicht jedermann lesen könne. Aus diesem Grunde lasse ich, als eine Ausnahme, bei einigen Schriften wohl gelten, daß man sie mit lateinischen Lettern

drucke, wobei ich aber nicht umhin kann, den Wunsch zu thun, daß dergleichen Schriften, die nur von Gelehrten gelesen werden sollen, auch in der gelehrten d. i. lateinischen Sprache geschrieben würden d). Im Ganzen aber, d. i. als Regel betrachtet, werde ich unten diesen Grund vielleicht sehr nützlich für die teutschen Lettern brauchen.

Fünftens heißt es: Es wäre ja doch wohl schön, wenn die Einheit der Buchstaben, so wie, wenn die Einheit von Maaß, Gewicht und Münze, in der Welt eingeführt werden könnte.

---

d) Ich schreibe hier mit Fleiß nichts weiter von diesem Wunsche, um mich nicht selbst auszuschreiben. Wer denselben weitläuftiger lesen will, den verweise ich auf die im Jahr 1789. zu Wezlar herausgekommene Meditationes V. in deren lezten ich de usu linguae latinae in scriptis, maxime juridicis handle. Vielleicht wird dann der geneigte Leser daselbst eine und andere ihm sonst nicht vorgekommene Beobachtung finden.

Ich antworte: Allerdings! Freilich fällt mir dabei auf, daß in unsern Tagen nicht erst eigentlich von Einführung der Buchstaben, sondern von Abschaffung der schon gebräuchlichen die Rede seyn kann: Es fällt auf, daß man zu der Zeit, da man die lateinische Sprache aus den neuern Schriften verbannen will, bei denselben die lateinische Buchstaben einzuführen bemüht ist: ohngefähr eben so, als wenn jemand die Aepfel verachten, und die gelb und rothe Schale derselben essen wollte. — Doch, es sei! meine Stimme soll zu der Operation nicht fehlen, wenn sie vollbracht werden kann. Aber ganz muß sie vollbracht werden, wenn sich ihr Nuzen klar vor Augen stellen soll. Man drucke demnach vorerst alles, was je mit teutschen, hebräischen, griechischen oder sonst nicht lateinischen Buchstaben gedruckt ist, mit Lateinischen um: man verbanne dann alle hebräische Bibeln: man mache alle teutsche Bücher zu Dutten, und alle griechische zu Patronen oder Fidibus! und dann soll es mich freuen, wenn

nicht nur die Buchdrucker und Käsekrämer, sondern auch die Wissenschaften dabei gewinnen!

Somit glaube ich alles auf das genaueste beigebracht, auch hinlänglich geprüft zu haben, was für die Abschaffung der teutschen Lettern bei dem Druck teutscher Bücher gesagt werden kann. Da nun, nach allen Regeln der gesunden Philosophie, wenn keine hinlängliche Gründe, für die Aenderung eines Gebrauchs beigebracht werden können, derselbe beizubehalten ist, so wäre es kaum noch nöthig,

II. besondere Gründe für die Beibehaltung der teutschen Lettern anzuführen. Unterdessen da dergleichen auch wenigstens vier vorhanden sind, so mögen sie hier folgen! Ich meine nemlich

1) es wäre gegen die Würde der teutschen Nation; einer Nation, deren Sprache die Mutter so vieler andern Sprachen ist, wenn sie andern Völkern in ihren Buchstaben nachah-

men wollte. Mag seyn, daß alle die von der lateinischen abstammende Sprachen mit denen Buchstaben gedruckt werden, die man zur Zeit der oben bemeldeten Absonderung der Buchstaben, zur lateinischen Sprache bestimmt hatte! Sie geben dadurch Beweise ihres Ursprungs. Aber die teutsche Sprache, eben so alt, oder noch älter als die lateinische, wenigstens gewiß nicht von ihr abstammend; sie, die wohl eben so viele Töchter hat, als die lateinische; diese Stammsprache sollte sich erniedrigen, etwas von ihrer Eigenthümlichkeit, vielleicht zur geringen Bequemlichkeit einiger nur abstammende Sprachen redender Völker, abzulegen! Nimmermehr, so viel ich einsehe! Man wirft uns Teutschen vor, und wir selbst thun es, wir hätten wenig oder gar keine Originalität e), z. B. in der Kleidung u. s. w. In den Buchstaben

e) Ich weiß noch kein allgemein eingeführtes teutsches Wort anstatt dieses ausländischen. Vielleicht könnte man das Wort Selbstständigkeit einführen.

haben wir sie, und nun sollen wir sie ablegen! Wie unzusammenhängend! Aber, heißt es, haben nicht die Engel- und Holländer, auch Dänen und Schweden nach und nach die lateinische Lettern angenommen? Ich antworte: erstlich, daß die Engelländer um so eher Macht dazu hatten, da ihre Sprache halb französisch ist; zum andern: Wenn Teutschland mit Engelland, Holland, Schweden und Dännemark gemeinschaftlich eine Nationaltracht gehabt hätte, und die vier lezten Nationen beschlössen, dieselbe mit der französischen zu vertauschen, würde wohl von Teutschland, aus irgend einem Grunde, verlangt werden können, es nachzuthun?

2) Würde die allgemeine Einführung der lateinischen Lettern der Aufklärung einer zahlreichen Klasse Leute in Teutschland entgegenstehen.

Schon vorhin ist angeführt, daß es Gelehrte gibt, die deswegen ihre Bücher lateinisch drucken lassen, damit nicht jedermann sie lese.

Doch

Und doch halten sich diese Gelehrte versichert, daß es eine gewisse Klasse Leute gebe, welche die solchergestalt gedruckte Bücher nicht lesen können. Ich seze hinzu, daß sie Recht haben, und diese Klasse Leute grösser ist als man glaubt. Auf allen Dorfschulen, wobei höchstens dort und da eine einzelne eine Ausnahme machen wird, werden keine andere als die zu Lesung des Katechismus, der Bibel, der Gesangbücher, unentbehrliche teutsche Buchstaben gelehrt, um so mehr, als die lateinischen kaum der Schulmeister selbst versteht. In den Städten werden höchstens nur die Knaben, selten die Mädchen, im Lateinischlesen unterrichtet. Von jenen vergessen wieder gewiß neun Zehntheile die lateinische Buchstaben, sobald sie aus der Schule kommen, weil nachher bei dem Handwerk, wozu sie sich gemeiniglich bestimmen, höchstens nur an Sonn- und Feiertagen, die teutsch gedruckte Religionsbücher, Zeitungen und Kalender ihre Leserei ausmachen. Somit werden wohl drei Viertheile von

Teutschland seyn, die kein lateinisch gedrucktes Buch lesen können. Aber unter diesen drei Viertheilen kann doch jezo ein jeder, der sich etwas mehr aufklären will, z. B. Gellerts Schriften oder Schmidts Geschichte der Teutschen, oder hier zu Lande Teuthorns Hessische Geschichte, und dergl. gemeinnüzige Bücher zur Hand nehmen, und seine Kenntnisse auf eine so angenehme als nüzliche Art vermehren. Könnten sie es aber auch, wenn Gellert, Schmidt, Teuthorn, ihre Bücher mit lateinischen Lettern hätten drucken lassen? Werden sie die Dichter, die Geschichtschreiber, der künftigen Zeit benuzen können, wenn diese ihre gemeinnüzige Werke nicht mit Buchstaben, die jedermann in Teutschland lesbar sind, drucken lassen f)? Bleiben

---

f) Gewiß können sie dieses so wenig, als die Leser des beliebten Campischen Sitten-Büchleins, die lateinisch gedruckte vierte Auflage desselben benuzen konnten, dadurch der Denker Campe bald bewogen ward, die fünfte Auflage

aber nicht solchergestalt die künftige teutsche Bücher dem bei weitem größten Theil der Nation eine verschlossene Thüre? Soll etwa noch jeder sich aufklären wollende Bürger, mit einer für dergleichen Leute gewiß schon merklichen Anstrengung, in seinem Alter Lateinisch lesen lernen? Sollen es die Schulmeister auf dem Lande alle selbst noch lernen, damit sie es ihren Schulkindern beibringen können? Oder, soll man lieber das, was für jedermann nüzlich zu lesen ist, auch mit solchen Buchstaben drucken, die jedermann lesen kann, die, wie ich hinzuseze, für jede, selbst für schwächere Augen, leserlich sind? Dieses lezte führt mich auf eine weitere Ursache, warum die teutschen Lettern beizubehalten sind. Ich behaupte nehmlich:

3) Daß die mit teutschen Buchstaben gedruckte Bücher für schwächere Augen leserlicher seien, als die mit lateinischen. Zum Beweis dieses Sazes

---

wieder mit für ganz Teutschland leserlichen Buchstaben zu veranstalten.

kann ich freilich, Gott Lob! nichts aus eigener Erfahrung beibringen, da ich noch bisher, in der Hälfte zwischen 40 und 50 Jahren stehend, auch wenn ich Winters, meiner Gewohnheit nach, bis Schlag Mitternacht schreibe, die mindeste Schwäche an den Augen nicht verspüre. Aber ein gewiß unverwerflicher Beweis desjenigen, was ich hier behaupte, ist das Zeugniß des Herrn Raths Campe, welcher g) versichert, daß die teutsche Schrift seine, nach einem dreißigjährigen Leiden höchst empfindlich gebliebene Augen nicht halb so sehr angreife, als die Römische, so, daß er für einen Bogen aus der lezteren gesezt, mit gleichem Aufwand an Augenkraft, zwei oder drei teutsch gedruckte lesen könne. Was sagen hierauf diejenige, die die Einführung

g) Im ersten Stück der Braunschweigischen Beiträge, zur Verbesserung der teutschen Sprache, S. 60.

der lateinischen Schrift wünschen? Wohl nichts, als etwa dieses, daß sie den Grund jener Erfahrung nicht einsehen können. Es sei aber, — genug, daß sie die Erfahrung selbst doch nicht zu läugnen im Stande sind, und ich befugt bin, von solcher einen Grund mehr für den Wunsch, daß die teutsche Schrift beibehalten werde, zu nehmen. Doch, um noch ein Ueberflüssiges zu thun, habe ich auch auf den Grund, den diese Erfahrung etwan haben könnte, zu kommen gesucht, und indem ich hierüber nachdachte, mich einer andern Erfahrung erinnert, welche vielleicht hier eine Aufklärung geben kann. Ich kenne nehmlich mehrere alte Leute, welche, da ihr Gesicht abzunehmen anfängt, wohl das Geschriebene, aber nicht das Gedruckte, es müßte dann lezteres sehr groß seyn, zu lesen im Stande sind. Wenn ich fragte, wie solches komme? so hörte ich immer diesen Grund angeben, weil zwischen dem Geschriebenen gemeiniglich wenigstens mehr Plaz ist, als zwischen dem Gedruck-

ten. Diese Antwort scheint mir dann auch den Grund von Herrn Campe's Erfahrung anzugeben. Zwischen dem Teutschen ist, weil die teutsche Buchstaben gemeiniglich grösser sind, als die lateinischen, mehr weisser Plaz, als zwischen dem Lateinischen, folglich sind die Buchstaben mehr unterschieden, und ist also weniger Anstrengung für ein schwaches Auge, diese Unterscheidung zu suchen, bei einem mit teutschen, als bei einem mit lateinischen Buchstaben gedruckten Buche. Wenn dieser Grund so richtig ist, als ich mir ihn denke, worüber freilich ein Optiker allein vollkommen urtheilen kann, so müssen auch noch mehrere Leute in dem Falle des Hn. Campe sich befinden, folglich viele mit demselben, ihrer Augen halber, der Einführung der lateinischen Buchstaben entgegen seyn. Doch nicht nur die Ehre, nicht nur die Aufklärung der teutschen Nation, nicht nur die Sehkraft älterer Personen, sondern auch

4) und leztens, die Reinheit der teutschen Sprache, leidet unvermerkt bei

Einführung der lateinischen Buchstaben. Wie so? wird mein Gegner rufen: kann man nicht eben so gut alle fremde unnöthige Wörter aus dem Aufsaz einer Schrift verbannen, wenn man schon den Abdruck des Aufsazes lateinisch veranstaltet? Aendern die Buchstaben etwas an der allgemeinen Pflicht des Schriftstellers, nie ohne dringende Noth ein Wort in seine Schrift aufzunehmen, das nicht zu der Sprache gehört, in der diese sonst geschrieben ist? Nein, antworte ich meinem Gegner; aber ich berufe mich desfalls auf die Erfahrung, daß in denen mit lateinischen Buchstaben gedruckten Werken, auch vorzüglich viele lateinische und französische Worte eingemischt zu seyn pflegen. So sind noch ganz neuerlich in einer der besten philosophisch-theologischen Schriften, die Wörter ethisch, Autorität, decisiv, Fundament, Interpretation, anstatt der völlig gleich bedeutenden, sittlich, Ansehen, entscheidend, Grund, Auslegung,

samt mehreren, häufig gebraucht. Würde aber dieses auch wohl geschehen seyn, wenn der scharf denkende und sonst gut schreibende Verfasser sich nicht angewöhnt hätte, seine teutschen Aufsäze mit lateinischen Buchstaben abdrucken zu lassen, wodurch die fremde Wörter mit denen Buchstaben, die ihnen eigentlich dem Ursprung nach gehören, gedruckt erscheinen, diesemnach dem Auge des Verfassers bei der Korrektur nicht auffallen, und also dem mit der Materie vorzüglich beschäftigten Verstande desselben gar leicht entwischen? Doch — gesezt man wollte auch diese lezte Frage mit nein! beantworten, wollte glauben, daß die lateinische Buchstaben an der Einmischung fremder Wörter keine Schuld hätten, so hoffe ich, werde auch ohne dieselbe genugsam erwiesen seyn, wie sogar keinen Nuzen, wohl aber merklichen Schaden h), die Einführung

---

h) Von diesem Schaden sei mir erlaubt, hier am Ende der schon fast abgedruckten Abhandlung einige erst bekannt gewordene auffallende Beispiele anzuhängen. Die für viele ungelehrte Bürger zu

der lateinischen Buchstaben anstatt der teutschen bewürken könne, mithin es lieber desfalls bei dem Alten zu lassen sei.

Darmstadt und Giessen wichtige Lebensbeschreibung des sel. Höpfners würde, wie ich sicher weiß, von manchen derselben gekauft worden seyn, wenn er die lateinische Buchstaben, mit denen sie gedruckt ist, lesen könnte. Das so sehr nüzliche Stickbuch von Netto ist einem hiesigen Buchhändler von Jemand, der es seiner Braut zum Geschenk bestimmt hatte, wieder zurückgeschickt worden, weil solche die Buchstaben, mit denen es gedruckt ist, nicht lesen könne. Gleicher Fall wird auch bei manchen angehenden Baumeistern und Freunden der Baukunst seyn, wenn sie die für sie und doch mit latein. Buchstaben gedruckte Sammlung nüzlicher Aufsäze die Baukunst betr. Berlin 1797. 4. in die Hände bekommen sollten. Sie würden es gerne benuzen wollen, wenn sie es lesen könnten.

II.

Von der Einmischung lateinisch und französischer Wörter in teutsche Schriften.

Da eben vorhin von unrechtmäßig eingemischten fremden Wörtern die zufällige Rede gewesen, so mag hier die Untersuchung der Frage, ob und in wie ferne man dieselben einmischen dürfe, gleich folgen. Es hat nehmlich von jeher unsere teutsche Sprache das Unglück gehabt, mehr als irgend eine andere mir bekannte, in Aufsäzen mit fremden Wörtern verunstaltet zu werden. Die noch im Anfang dieses Jahrhunderts herausgekommene teutsche Bücher, zeigen es zu deutlich, als daß es eines Beweises bedürfte: z. B. die allgemein bekannte sonst sehr nüzliche Hübnerische politische Fragen aus der Historie. Das Buntscheckige hievon fieng an zu mißfallen. Man suchte die

fremden Wörter möglichst zu verbannen, und die wenigen, die man als unübersezbare Kunstwörter, oder als ganz teutsch gewordene, beizubehalten, für nothwendig oder für gut fand, wurden nicht mehr mit unterschiedenen Lettern gedruckt. Nur seit wenigen, etwa zehen Jahren, fängt der Gebrauch dieser ausländischen Wörter wieder an einzureißen, und das um so unvermerkter, weil die die fremden Wörter sonst gleich blosstellende Ungleichheit der Buchstaben nun aus der Mode gekommen. Da aber dieses ein sehr großer Mißbrauch ist, da es nothwendig unserer Sprache eine Verachtung, sonderlich bei den Franzosen, zuziehen muß, welche diese Sprache nothwendig für sehr unvollkommen, sonderlich für wissenschaftliche Gegenstände, halten müssen, wenn sie auch in den besten ganz neuern Schriften dieser Art ihre Wörter so häufig eingemischt sehen, hingegen sich in ihren Schriften nie ein teutsches Wort findet; so möchte es wohl ein würdiger Gegenstand für die königliche Akademie seyn, hierüber eine Vorschrift

zum Verhalten für unsere Schriftsteller bei ihren künftigen teutschen Schriften zu entwerfen, und bekannt zu machen. Vielleicht dürfte folgendes das Vornehmste davon seyn.

1) Die Grundregel ist und bleibt diese: nie ohne Noth ein fremdes Wort in einen teutschen Aufsaz zu mengen. Zu diesem Ende sollte billig jedermann, der in unserer so reichen, so zusammensezbaren, so sehr zu Machung neuer Worte geschickten Muttersprache etwas schreiben will, sich die Mühe nicht dauern lassen, so oft ihm ein fremdes Wort in die Feder kommt, ein wenig nachzudenken, ob nicht ein oder anderes ganz gleichbedeutendes teutsches an dessen Statt gefunden werden könnte? Wer seine Sprache inne hat, wird solche Worte ohne große Anstrengung finden: wer sie noch nicht ganz kennt, der soll sie kennen lernen, wenn er andere durch seine Schriften belustigen oder unterrichten will. Ich sage mit Fleiß, ohne große Anstrengung. Denn, in Wahrheit, was kann es einem denkenden Kopfe, der den

Gegenstand, von dem er schreiben will, ganz durchdacht hat, für große Mühe machen, zu unterscheiden, ob er z. B. anstatt des bei den Kantianern jezt so oft vorkommenden Worts Principium, (oder wie sie es meistens schreiben, Princip) im Teutschen den Umständen nach, das Wort Grundsaz, oder Grundkraft, oder Grundwesen, oder Grundursache, zu sezen habe? Und gesezt, es kostete ihn bei manchen Wörtern z. B. bei dem Wort Interregnum, etwas Mühe, ob man für solches, unter denen anstatt desselben neu verfertigten Wörtern, das Zwischenreich, oder die Zwischenregierung, oder die Thronledigkeit, wählen wolle: ist denn die Reinheit der Sprache nicht soviel werth, daß man, etwa bei einem einsamen Spaziergang, über die Frage, welches von diesen drei Wörtern das beste sei? nachzudenken, sich die Mühe gäbe? Warum man sich diese nicht gibt, davon liegt die Schuld meistens an der Eile, mit der die Bücher in die Welt befördert werden,

da man, um seinen Namen noch auf die nächste Messe gedruckt zu sehen, oder noch auf die nächste Messe das Honorarium zu verdienen, die allgemeine Pflicht jedes Schriftstellers, alle seine Schriften so gut als es ihm möglich ist, zu liefern, aus den Augen sezt, und kaum die Sachen, zu geschweigen die Worte, gehörig abwägt. Freilich ein sehr wenig Achtung für das Publikum zeigendes, aber auch gegen den Schriftsteller sehr wenig Achtung erweckendes Betragen! Weg also mit diesem Betragen! und der Vorsaz jedes wohldenkenden Schriftstellers sey, seinen Vortrag in der Muttersprache möglichst von allen ausländischen Worten zu reinigen.

Da ich sage, man solle die Sprache möglichst rein von fremden Wörtern halten, so gebe ich dadurch selbst zu, daß man solches nicht ganz könne, daß es Ausnahmen von der an sich so sehr wahren Regel gebe. Zu diesen Ausnahmen gehören meines Wissens, folgende dreierlei Arten Wörter, und nur diese

allein: 1) die sogenannte Kunstwörter, in so lange noch nicht ganz gleichbedeutende teutsche Wörter für dieselbe erfunden worden und in den Gang gekommen sind. 2) Die durch den Gebrauch ganz teutsch gewordene fremde Wörter, und 3) die völlig unübersezbare. Was für Wörter freilich zu jeder dieser Gattungen gehören, ist noch zur Zeit nicht bestimmt, und es wäre gewiß ein ausserordentliches Verdienst um die teutsche Sprache, wenn dieses, durch die Bemühungen der königlichen Akademie, wenigstens in so viel es möglich, bestimmt würde. Ich sage mit Fleiß, so viel möglich. Denn freilich bleibt, sonderlich das dritte von diesen, immer nur verhaltend (relativ), indem bis heute etwas allgemein für unübersezbar gehalten werden kann, das morgen schon einen geschickten Uebersezer findet. Wenn aber indessen, bis dergleichen Bestimmung gemacht ist, jeder Schriftsteller, der gut Teutsch schreiben will, sich zum festen Grundsaz macht, kein fremdes Wort zu gebrauchen, das er nicht

nach diesen 3 Ausnahmregeln geprüft und nothwendig befunden hätte; so werden der fremden Wörter gewiß in allen guten Schriften unglaublich wenig werden.

Freilich wird dieser Vorsaz den Liebhaber der Reinheit der teutschen Sprache oft in den Fall sezen, neue Wörter machen zu müssen. Aber, ich sage es noch einmal: ist denn diese Reinheit nicht so viel werth, daß man etwa bei einem einsamen Spaziergang, oder sonst in einer unbeschäftigten, allein zugebrachten Viertelstunde, oder auch bei einer Unterredung mit einem geschmackvollen Freunde, sich dieselbe zum Gegenstande des Denkens oder Redens mache? Ich meines Orts thue dieses wenigstens öfters, denke mir, wenn ich einsam bin, ein fremdes Wort, davon mir noch keine oder keine hinlänglich scheinende Uebersezung bekannt ist, stelle mir dann den damit im gemeinen Leben verbundenen Begriff lebhaft vor Augen, dränge ihn dann hernach in Gedanken so kurz als möglich zusammen, und sehe zulezt, ob ich ihn in ein einziges

Wort bringen könne? So kamen mir z. B. bei der Arbeit an der Reichsgeschichte unaufhörlich die fremde Worte Breche a) und Batterie in den Weg. Ich dachte nun, was ist eine Breche? Es ist eine Oeffnung, welche man zu machen sucht, um stürmen zu können. Was ist eine Batterie? Es ist eine Erhöhung, die man macht, um bequemer davon schießen zu können b). Also sind dort Oeffnung und stürmen, hier Erhöhung und schiessen die Hauptwörter. Diese

---

a) Ich rede jezt nicht davon, ob breche würklich ein fremdes Wort sei, oder ob es so gut vom Brechen der Mauer durch den Mauerbrecher der Alten, als Berger von dem Berg oder Perch der Schaafe, herkomme? Genug, beide sind jezt dem Gebrauch nach nicht mehr teutsche sondern fremde Worte.

b) S. Eggers Kriegs-Lexikon, v. Batterie. Ich weiß wohl, daß in einem andern Verstande, Batterie auch für eine Anzahl von 4 — 6 Kanonen genommen wird. Dieß gehört aber nicht hieher.

Hauptwörter seze man nach der herkömmlichen Art anderer Wörter zusammen, so wird hier Schieß-Erhöhung, dort Sturm-Oeffnung entstehen. Habe ich nun solchergestalt das neue Wort, so untersuche ich es streng nach folgenden vier Punkten:

1) Ist es so beschaffen, daß es nicht nur den grammatischen Verstand des fremden Worts, sondern auch die Bedeutung desselben im gemeinen Leben ausdrückt; oder, ist es philosophisch richtig?

2) Drückt es jene Bedeutung allein, oder auch andere nicht hieher gehörige zugleich aus; oder, ist es bestimmt?

3) Ist es nach der Sprachähnlichkeit gemacht?

4) Ist es wohlklingend?

Ganz verwerflich ist das neue Wort, wenn die erste Frage verneinend beantwortet wer-

den muß, welches aber kaum zu denken möglich, wenn es auf die von mir bemerkte Art entstanden ist. Doch hat es noch nicht viele Vollkommenheit, wenn nebst jener ersten nicht auch die zweite von ihm beantwortet werden kann. Können beide bejahet werden, so ist das neue Wort schon des Bürgerrechts würdig, doch lange nicht so sehr als eins, bei dem sich auch die dritte Frage bejahen läßt. Aber erst das vierte, oder der Wohlklang, gibt dem Worte, mit der Schönheit, die ganze Vollkommenheit. So betrachte ich nun gleich die Schieß-Erhöhung und die Sturm-Oeffnung. Beide Worte sind 1) richtig, denn sie drücken die Beschreibung der Sache in Kurzem ganz aus. 2) Bestimmt, denn sie erregen keine andere Vorstellungen, als die sie sollen. 3) Sind sie auch nach der Sprachähnlichkeit gemacht. Nur 4) wohlklingend scheinen sie mir nicht. Aber, anstatt Erhöhung kann man ja Hügel sagen, und anstatt Oeffnung, Lücke. So entstehen Schieß-

Hügel und Sturm-Lücke, zwei, wie ich glaube, ungleich besser klingende Wörter c).

Auf diese Art kann man dann alle selbst oder von andern erfundene neue Wörter leichtlich prüfen. Wie dieses geschehen müsse, sei mir erlaubt, an diesem nicht ganz unschicklichen Orte, noch mit den Uebersezungen dreier bekannter ausländischer, bisher häufig in teutschen Schriften vorgekommener Worte, zu versuchen. Das erste sei das neuerlich eine Zeitlang so viel Aufsehen erregende Wort *Sansculottes*. Bisher sind mir davon vier Verteutschungen bekannt: 1) Ohnehosen, 2) Hosenloße, 3) Unbehosete, und das kürzlich vorgeschlagene 4) Baarlenden oder besser Baarlen-

---

c) Ob diese nehmliche Wörter in irgend einem alten Kriegsbuch, vor oder aus den Zeiten des 30 jährigen Kriegs, auch schon zu lesen sind, weiß ich nicht. Gesezt aber, die Ehre der Erfindung für die Welt gebührte mir in Ansehung ihrer nicht, so weiß ich doch, daß ich sie auf die beschriebene Art für mich erfunden habe. Die Hauptsache aber ist die Prüfung derselben.

digte. Hiervon verstößt N. 1. gegen die dritte Regel: Man sagt nehmlich nicht ein Ohnegeld, ein Ohnekleid, für einen Menschen der kein Geld, oder kein Kleid hat. Es ist also gegen die Sprach-Aehnlichkeit, mithin zu verwerfen. N. 2. ist zwar nach der Aehnlichkeit gemacht; denn man sagt hülflos; Geldlos; allein der Wohlklang, der nach der vierten Regel da seyn soll, fehlt, nach meinem Ohr dadurch, daß hose und lose fast Einen Laut haben, ganz. Doch macht dieses das Wort erst alsdann verwerflich, wenn man ein besseres hat, welches sich bald zeigen wird. N. 4. stößt gar zu sehr gegen die erste Regel an, als daß es gut seyn könne. *Sansculotte* bedeutet einen Menschen, der keine Hosen an hat, oder dessen Lenden und Schenkel nicht mit Hosen bedeckt sind. Baarlendigt aber heißt einen Menschen, dessen Lenden baar oder nackicht sind. Ist dieses einerlei Begriff? Kann nicht jemand das ganze Jahr ohne alle Hosen herumgehen,

(wie die meiste Frauenspersonen, in Teutschland wenigstens, thun) ohne darum baarlendigt, d. i. an den Lenden unbedeckt zu seyn? Diesemnach bleibt noch das Wort N. 3. oder Unbehosete übrig. Dieses gibt erstlich gerade den Begriff, den man haben will. 2) Ist es im geringsten nicht zweideutig. 3) Ist es nach der Sprach-Aehnlichkeit gemacht; denn man sagt, unbekleidet, unbeschuhet; endlich wird auch 4) niemand gegen den Klang etwas einzuwenden haben. Also wäre dieses, nehmlich Unbehosete, meines Erachtens unter den vier neuen Worten das einzige ganz gute, d. i. die wahre Uebersezung von *Sansculottes*. Ich komme nun auf das zweite Beispiel eines vielfach übersezten fremden Worts, nehmlich das oben schon angeführte Wort *Interregnum*. Dieser, die von dem Abgang eines Regenten bis zur Nachfolge eines andern vergehende Zeit, bedeutende Ausdruck ist bisher meistens durch Zwischenreich, nachher durch Zwischenregie-

rung, und ganz neuerlich durch Thronledigkeit übersezt worden. Welches von diesen dreien Wörtern wird wohl das richtige seyn? Solches zu entscheiden, wird es, anstatt daß es bey dem vorigen Exempel auf die erste, dritte und vierte Regel ankam, nun, da keins der drey Wörter gegen die Sprach-Aehnlichkeit oder den Wohlklang anstößt, auf die erste und zweite Regel ankommen. *Regnum* heißt im Lateinischen bekanntermassen sowohl ein Reich, als eine Regierung: es kann also eben so gut durch Zwischenreich, als durch Zwischenregierung übersezt werden, je nachdem ich den Raum der zwischen zweien Reichen, oder den, der zwischen zweien Regierungen sich befindet, dadurch ausdrücken will. Allein in dem ersten Verstande ist es nie gebraucht worden, sondern, seit den alten Königen von Rom, nur in dem leztern. Also muß eine richtige Uebersezung nur den leztern ausdrücken. Da nun Zwischenreich gerade diesen nicht, sondern den

erstern ausdrückt, so fehlte der Erfinder dieses Worts gegen die erste der oben gegebenen Regeln, hat also kein ganz gutes, d. i. bedeutungs-richtiges Wort erdacht. Die zweite Uebersezung, Zwischenregierung, hat diesen Mangel nicht. Es drückt den rechten Sinn ganz aus. Aber, es ist dabei gegen die zweite Regel verstoßen, nehmlich es drückt diesen rechten Sinn nicht allein aus, oder es ist zweideutig. So gut nehmlich gedachtes Wort den Zeitraum zwischen zwei Regierungen bedeutet, so gut kann es auch eine Regierung zwischen zwei Regierungen anzeigen. Es muß also nun der mit der Sache selbst nicht bekannte Leser erst eine Erklärung darüber haben, welcher von beiden Begriffen hier ausgedrückt werden solle. Eine Einwendung, die sogar in Staatsschriften dagegen gemacht worden ist. d) Also bleibt noch die dritte Ueber-

d) Man sehe (Roth's) staatsrechtliche Betrachtungen — die Churpf. und Churmainzische Gerechtsame betr. S. 19.

sezung, nemlich Thronledigkeit, zu betrachten übrig. Diese zeigt geradezu den Zeitraum an, der zwischen zwei Regierungen verfließt: Sie zeigt dabei nicht an, ob binnen dieser Zeit eine oder keine Regierung im Lande sey; sie läßt keinen Nebenbegriff, der die Bedeutung ungewiß machen könnte, übrig, verstößt also weder gegen die erste noch gegen die zweite Regel, und ist daher von den sämtlichen drei Uebersezungen die einzige, welche bei dem zweiten Exempel in allen Stücken die Probe hält. e)

Drittens will ich das oben von mir selbst gebrauchte Wort *Honorarium*, mit seiner neu-

---

e) Man wird hierbei vielleicht einwenden, daß ich hier für mich selbst rede, da ich es eben bin, der vor einigen Jahren, in meiner Schrift, Biedermanns Gedanken über versch. §§. der kais. Wahlkap. S. 25. dieses Wort zuerst vorgeschlagen habe. Aber man soll ja nicht deswegen das Wort annehmen, weil ich es vorgeschlagen habe; sondern man soll prüfen, ob es mit den gegebenen Regeln übereinkomme, oder die Regeln selbst widerlegen.

lich gemachten Uebersezung, Ehrensold, nach meinen vier Regeln betrachten. So wenig solches nach den beiden lezten derselben, nehmlich in Betreff der Sprach-Aehnlichkeit und des Wohlklangs anzuwenden ist, so sehr stehet seiner Aufnahme die erste und zweite Regel entgegen. Denn erstlich drückt das neue Wort Ehrensold, nicht den Begriff, den wir mit dem Wort Honorarium verbinden, aus; oder, um es anders zu geben: Wer Ehrensold ohne Verbindung hört, kann aus desselben Klang im geringsten nicht wissen, daß hier von der Art Lohns die Rede sey, welchen der Schriftsteller von dem Verleger, oder der Unterrichtende von dem Zuhörer, für die durch Schreiben, oder Unterrichten habende Mühe, bekommt, die Rede sey. Eben so wenig weiß der Hörer dieses Worts zweitens, ob hier von einem Sold, der durch Ehre oder wegen Ehre gegeben werde, die Rede sey. Und was das schlimmste ist, ist das Honorarium keins von beiden. Denn 1)

durch Ehre kann zwar das Publikum, aber nicht der Verleger belohnen. Dieser lohnt durch Geld. Der, welcher den Unterricht empfängt, kann den Lehrer zwar, seiner Seite, durch Ehre belohnen. Aber alle ersinnliche Ehre, die er dem Lehrer anthäte, wäre doch noch kein Honorarium. Dieses muß wieder Geld seyn. 2) Wegen Ehre wird es wieder nicht gegeben, denn der Schriftsteller und der Unterrichtgebende wartet nicht, bis er Ehre mit dem neu geschriebenen Werk oder dem Unterricht eingelegt habe. Sobald das Werk gedruckt, oder der Unterricht ein Monat, ein halbes Jahr, oder Jahrlang gegeben ist, verlangt der Schriftsteller, der Lehrer, seine Bezahlung. Wozu also Ehrensold? Schriftstellersold, Unterrichtssold, oder damit in dem lezten Worte die zwei zu nahe beisammen stehende s das Ohr nicht beleidigen, Unterrichtslohn, sind für jedermann deutliche, den Gegenstand bei jedem Fall gehörig ausdrückende Worte, die also hier, hoffent-

lich nicht ohne Grund, um das Bürgerrecht im Reiche der teutschen Sprache bitten. Man seze denenselben nicht entgegen, daß Sold, daß Lohn, einen erniedrigenden Begriff mit sich führen. Ist nicht dem Bräutigam, wenn er seiner Braut einen Dienst gethan, für denselben ein Kuß der Geliebten der süßeste Lohn? Oder nannten dieses unsere Vorfahren nicht Minnesold? Ist auch dieß nicht hinreichend, so nenne derjenige Schriftsteller, der sich bewußt ist, nie einen Lohn für seine Arbeit gefordert zu haben, dasjenige, was er sich an Geld vom Verleger für den Bogen entrichten läßt, mit einem freilich etwas längern Wort, eine Schriftsteller-Ergözlichkeit!

III.

Von der weiblichen Endung der Geschlechts-Namen.

Ein anderer, der Sorgfalt der königlichen Akademie nicht unwürdiger Gegenstand, ist die jezo einzureissen anfangende Gewohnheit, die weibliche Endung inn von den Geschlechts-Namen wegzulassen. Zwar behält diese Endigung ganz Teutschland im gemeinen Leben a) ununterbrochen bei, aber

a) Ich verstehe hierunter den Umgang der ganzen Klasse der unstudirten Menschen, die ihre Sprache blos aus dem Gebrauch lernen, also von etwa fünfthalbtausend Menschen, die z. B. hier wohnen, ohngefähr 4300. Von diesen wird keiner die Frau seines Nachbarn, der Vogt, oder Kempf, oder Jung u. s. w. heißt, anders als Frau Vogtinn, oder Kempfinn, oder Junginn u. s. w. nennen. Und so durch ganz Teutschland: nur daß an Orten, wo

in Schriften findet man nicht nur, seit etwa 10—15 Jahren, die Weglassung derselben bei Erzählungen, welche Frauenspersonen betreffen, sondern die beide beliebte Dichterinnen unserer Zeiten, Sophie Albrechtinn und Philippine Gattererinn, haben für gut befunden, sogar auf dem Titel ihrer Gedichte sich ohne die weibliche Endigung zu benennen, dahingegen die bekannte Karschinn, und die

---

keine Universität, wie hier ist, auf 4500 Menschen noch keine 50 studirte gerechnet werden können. Ich weiß wohl, daß Herr Sup. Cludius, in den Beitr. zu Ausbildung der teutschen Sprache, VII. St. S. 121. da er auch von dieser Materie handelt, die weibliche Endigung inn nur in Obersachsen zu Hause zu seyn glaubt. Allein ich, der ich in Wien gebohren bin, am Main- und Rheinstrom lebe, und oft nach Schwaben zu reisen habe, kann von diesen sämtlichen Gegenden Teutschlands bezeugen, daß dort die weibliche Endigung eben so gut im gemeinen Leben herrsche, als in Obersachsen, nur daß man in Schwaben sie in ein e verwandelt: Die Vogte, die Kempfe, jedoch dieses nur in der gemeinen Aussprache, nicht im Schreiben.

neueste aller Dichterinnen, Charlotte Seidelinn, geb. Langinn, dieselbe auf den Titeln ihrer Schriften beibehalten haben. Auch in Voigtels teutschem Wörterbuch wird bei dem Wort Frau angemerkt, man müsse, wenn der Mann z. B. Richter hieße, die Frau, nur Frau Richter, nicht Frau Richterinn, nennen, aber ohne allen beigefügten Grund. Soll ich denselben suchen, so bin ich nicht im Stande, einen einzigen zu finden, der mir nur einigermassen von Wichtigkeit schiene. Doch will ich alle, die mir denkbar sind, hieher sezen und prüfen. Erstlich sagt man vielleicht, wozu soll der Unterschied? Ich antworte: 1) Dieses würde höchstens einiger Untersuchung werth seyn, wenn davon die Rede wäre, ob man z. B. in der Engelländischen, Französischen oder andern Sprache, wo dergleichen Unterschied noch nicht eingeführt ist, denselben anfangen solle? nicht aber hier, wo vom Beibehalten eines Unterschieds die Rede ist. 2) Antworte ich: Den männlichen Zunamen unverändert zu

lassen, kann seiner Härte wegen nicht angenommen werden, weil wir in keinem Fall ein Wort vom männlichen zum weiblichen Geschlecht übertragen, ohne es zu verändern. b) 3) Antworte ich weiter: Die Endigung inn dienet bei den Geschlechtsnamen dazu, wozu sie auch bei den Amts-, Handwerks- und sonstigen Namen dienet, nehmlich zur geschwinden und deutlichen Bezeichnung des weiblichen Geschlechts. Sagt man, diese Bezeichnung geschehe ja aller Orten, entweder durch den Vornamen, oder durch das Erbieten in einem Briefe u. s. w. also daß das Geschlecht nie zweifelhaft bleiben könne; so antworte ich hierauf: Wo ist aber der Unterschied bezeichnet, wenn z. B. eine Stammbuchs-Sentenz, wie so gar häufig geschieht, ohne weiteres Erbieten, etwa also unterschrieben wäre, Wilh. Phil. Chr. Richter? Weiß man nun, ob die Unterschrift einem Wilhelm Philipp Christoph Richter, oder einer Wilhelmine

helmine

b) Cludius a. a. O. S. 122.

helmine Philippine Christine Richte-rinn zugehöre? Aber, was liegt daran, sagen die Feinde der weiblichen Endung, ob der Fremde, der das Stammbuch durchblättert, dieses wisse? Der Eigenthümer wird es schon wissen. Ich antworte: Wenn nun das Unterschriebene nicht ein Stammbuchsblatt, sondern ein Wechsel ist? Hier ist es doch wohl von etwas mehrerem Belang, wenn dieser durch das Indossiren in die zehente oder zwanzigste Hand kommt. Und, wenn denn auch bei einem Wechsel freilich die Kaufleute vorsichtig seyn, und vor Annehmung des indossirten Wechsels sich um den Steller oder die Stellerinn sorgfältig erkundigen werden, warum soll man denn aus einer Sprache die Leichtigkeit, das weibliche Geschlecht auf dem Papier an der Namens-Endigung (so gut wie auf der Gasse an den langen Kleidungen) zu erkennen, mit Fleiß verbannen? Warum soll man die Deutlichkeit, die Bestimmtheit einer Sprache in etwas zu verringern suchen, da es

ja ein wahrer Vorzug, eine unstreitige Zierde jeder Sprache ist und bleibt, so bestimmt, so deutlich zu seyn, als es möglich ist?

2) Möchte jemand einfallen zu sagen: Es könne ja durch die Anhängung der weiblichen Endigung einen Verstoß mit manchem Namen geben: es gebe ja Zunamen, die an sich schon ein in haben, als Frischlin, Rößlin, Ströhlin; mithin sey man durch die Zusezung des inn bei dem weiblichen Geschlecht ungewiß, wie der eigentliche Geschlechtsname laute? Zur Antwort frage ich hier den, der mir dieses einwendet: ob er wohl, wenn ihm die Schriften der Zieglerinn, Zäunemänninn, Unzerinn, Gottschedinn, Seidelinn u. s. w. vorgekommen sind, selbst einen Augenblick gezweifelt habe, daß die Väter oder Männer dieser Schriftstellerinnen, Ziegler, Zäunemann, Unzer, Gottsched, Seidel u. s. w. geheissen haben? ob er wohl einen Augenblick gezweifelt haben würde, wenn er auf den Schrif-

ten der Albrechtinn, der Gattererinn, ihre Namen mit der weiblichen Endigung erblickt hätte, daß ihre Männer oder Väter Albrecht und Gatterer hiessen? Gewiß nicht! Und zwar dieses um so sicherer, als die Endigung jener weniger teutschen Namen, die auf in ausgehen, ein einfaches n haben, da hingegen bei der weiblichen Endigung das nn Charakteristisch ist. Zudem wird bei jener Art Namen, die schon ein in am Ende haben, nach dem teutschen Sprachgebrauch, dennoch ein inn angehängt, als Frischlininn, Rößlininn, Ströhlininn.

3) Nun folgt noch ein Einwurf, den ich zugleich, nach der bekannten Nachahmungssucht unserer Nation, als die Grundursache der ganzen vorseyenden Neuerung betrachte, nehmlich dieser: Warum sollen wir Teutsche einen Unterschied machen, den die schöne französische, oder die heut zu Tage so sehr gelernt werdende engelländische Sprache, samt andern nicht

hat? Warum wollen wir uns auszeichnen? Ich antworte hiebei einestheils, weil wir Bewohner des teutschen Reichs eine Stammsprache haben; weil wir ein Volk von 30 Millionen, c) und wenn man die Schweiz, samt Preußen, Liefland, Kurland und Schlesien, wo unsere Sprache die herrschende ist, dazu rechnet, noch von einigen mehr sind; weil es eine Ehre für ein Volk ist, wenn seine Sprache sich durch eine Deutlichkeit, eine Bestimmtheit, die andern Sprachen fehlt, auszeichnet. Ich antworte aber dabei noch weiter: Wir zeichnen uns dabei nicht einmal so sehr aus, als man es denken möchte. Wenn auch schon unsere Nachbarn gegen Abend den Geschlechtsunterschied in den Zunamen nicht haben, so ist es doch von den Nachbarn gegen Morgen, von den Pohlen bekannt, daß wenn die Familien Branicki, Potocki, Poniatowski

---

c) Nach der Angabe in dem Jaup- und Cromischen Journal, 2 B. 1. St. III. Tab.

u. s. w. heißen, sich die Frauenspersonen dersel- ben, Branicka, Potocka, Poniatowska schreiben. Und welcher Teutscher sich mit der Uebereinstimmung dieser weniger gebildeten Spra- che nicht begnügen lassen will, der gehe auf die gebildeteste, auf die zierlichste aller Sprachen, auf die allgemeine Sprache der Völker und der Gelehrten, auf die Lateinische, zurück. Ich brauche kaum anzuführen, daß die Familien des alten Roms Clölius, Virginius, Lucre- tius, Livius, Cornelius, Terentius, Tullius u. s. w. ihre Frauenspersonen Clölia, Virginia, Lucretia u. s. w. allezeit mit der Endigung a benennten. Man findet nicht, daß zu Zeiten des alten Roms einem Gramma- tiker der Einfall gekommen wäre, zu verlan- gen, daß Cicero an seine Frau und Tochter, *mea Terentius*, *mea Tulliolus*, oder K. Au- gust an seine Gemahlinn, *mea Livius*, hätte schreiben sollen. Wenn man denn doch nach- ahmen will, so ahme man die alten Römer, und ihre, wie ich hoffe, bis ans Ende aller

Zeiten, als die allgemeine Gelehrten- und Völkersprache, fortdauern werdende Sprache nach! Man behalte die weibliche Endigung der Namen auch in Schriften bei, die sich ohnehin das ganze Teutschland im gemeinen Leben wohl nie wird nehmen lassen!

Ein weiterer Einwurf gegen die weibliche Endung, und zugleich der lezte, den ich wenigstens weiß, so gering er auch ist (damit nichts vergessen werde), möchte dieser seyn: Die Namen werden durch die Beifügung dieser Endigung um eine Sylbe länger, welches bei langen teutschen und bei ausländisch klingenden Geschlechtsnamen die Aussprache schwerer, ja wohl recht unangenehm macht, z. B. die Namen Kannengießer, Tresenreuter, Duvrier, Mereau, Fabricius, Lentulus, Heinsius u. d. g. werden diese nicht gar zu unangenehm, wenn wir Kannengießerinn, Tresenreuterinn (5 Sylben) Duvrierinn, Mereauinn, Fabriciusinn, Lentulusinn, Heinsiusinn u. s. w. sagen sollen? Ich gebe hier den minder guten

Laut gerne zu, antworte aber hierauf dreierlei: 1) Können nicht alle Worte wohlklingend, leicht auszusprechen seyn, noch weniger alle Veränderungen der Wörter, am allerwenigsten die mit fremden, ohnehin nicht recht in unsere Sprache passenden Wörtern vorgehende Veränderungen. Aber blos deswegen, daß ein Wort, eine Veränderung eines Worts, nicht wohlklingend ist, kann doch die Abschaffung dieses Worts oder dieser Veränderung nicht verlangt werden, wenn die Sprach-Aehnlichkeit darunter litte, oder sonst Unbequemlichkeiten dabei vorfielen, wie bei der Weglassung der weiblichen Endung von den Geschlechtsnamen bewiesenermassen der Fall ist. 2) Wenn nun zufälligerweise ein solcher Name auch ein Standesname ist, wie Kannengiesser, ist da nicht, ohne jemands Widerrede, die Frau eines solchen Mannes die Kannengießerinn, mit 5 Sylben? Oder wenn ein verdienter Officier General-Feldmarschall (6 Sylben) wird, ist nicht dessen Frau ohne Widerrede, auch des größten Liebhabers von kurzen

Worten, eine siebensylbigte General-Feld-marschallinn? Was also bei Amts- und Standesnamen nicht in Betracht kommt, warum soll es bei Familiennamen in Betracht kommen? 3) Kann man auch von manchen ausländischen in Teutschland gangbaren Namen den durch die weibliche Endigung entstehenden Uebelklang auf eine leichte Art vermindern. Ich meine bei allen denen, die sich auf us endigen, als Fabricius, Heinsius, Crusius rc. Diese werden nur dann länger und unangenehmer für das Ohr, wenn man, wie gemeiniglich geschieht, das inn anhängt, und also Fabriciusinn, Heinsiusinn, Crusiusinn, u. s. w. schreibt. Aber warum hängen wir dieses inn denn so schlechthin an? Warum betrachten wir nicht dabei, wie es die alten Römer, aus deren Sprache diese Namen zum Theil her, zum Theil nach derselben gebildet sind, mit der weiblichen Endigung machten? Und wie machten sie es? Sie warfen die männliche Endigung us weg, und sezten die Endigung a,

die ihnen war, was uns das inn ist, an den Namen. So wird z. B. aus *Fabricius*, *Fabricia*. So werde denn bei uns aus Fabricius, Heinsius, Crusius, im weiblichen Geschlecht Fabriciinn, Heinsiinn, Crusiinn!

Sollte nun noch jemand seyn, der, troz alles Angebrachten, die weibliche Endigung verbannt wissen wollte, den frage ich schließlich: Wenn man mehrere Töchter von einer Familie oder Verwandtschaft, deren Eltern etwa, um hier noch einige Namen zum Beispiel anzuführen, Gärtner, oder Hert, oder Graf, oder Hofmann geheißen haben, kurz bezeichnen will, soll man sagen, die Gärtnerinnen, Grafinnen, Hertinnen, Hofmänninnen, oder die Gärtner, die Grafen, die Herte, die Hofmänner? Wählet der Bestreiter der weiblichen Endigungen lezteres, so fällt dadurch gar der ganze Geschlechts-Unterschied, der in der einfachen Zahl durch das vorgesezte die noch sichtbar

war, hinweg, so daß man schlechterdings nicht weiß, ob von Manns- oder Weibspersonen die Rede ist, weil das die in mehrerer Zahl beiden Geschlechtern gemein ist. Er muß also nothwendig, in der mehrern Zahl wenigstens, die weibliche Endigung gelten lassen. Und nun frage ich jeden Kenner der allgemeinen Sprachphilosophie, ob es nur im geringsten schicklich sey, einem Wort in der einfachen Zahl eine männliche, in der mehreren aber eine weibliche Endigung zu geben? Ich frage denselben, ob wir Teutsche demnach würklich so sehr Ursache haben, mit einem neuern Schriftsteller d) zu wünschen, „daß dieser Gebrauch, die Ge„schlechtsnamen unverändert zu lassen, allge„mein würde, und unsere Ohren sich gewöhn„ten, die Gottsched, die Schubart ꝛc. „zu ertragen.“

---

d) von Winterfeld, in dem VIII. Stück der Beiträge zur Ausbildung der teutschen Sprache S. 160.

Und mit diesen Betrachtungen hätte ich meine kleine Abhandlung beschließen können, wenn mir nicht ein paar kurz vorhin genannte Schriftsteller Gelegenheit noch zu Erörterung ein paar Nebenfragen gäben, die bei der nun (wie ich glaube für die Beibehaltung der weiblichen Endigungen) ausgemachten Hauptfrage, entstehen.

Die erste ist, wie weit man den Grundsaz, die Familien-Namen mit der weiblichen Endigung zu schreiben, ausdehnen dürfe? oder, bestimmter so auszudrücken, ob auch die Namen, bei denen ein von stehet, darunter begriffen seyen? und man also z. B. sagen müsse, die Gräfinn von Schüzinn e). Verneinend beantwortet dieselbe ein forschender Schriftsteller, f) mit dem Beisaz: meinem Ohr will es nicht behagen, und es ist

---

e) Welches Beispiel gibt Cludius a. a. O. S. 122.

f) von Winterfeld a. a. O. S. 159.

größtentheils auch wider den Gebrauch. Der erste dieser beiden Gründe mag an seinen Ort gestellt bleiben; der andere ist ganz richtig, wenn das größtentheils so viel heissen soll, als in den meisten Fällen. Denn, in den meisten der dort gegebenen Fälle, nehmlich da, wo wirklich das von vor den Namen stehet, als: die Gräfinn von Dohna, die Frau von Arnim u. s. w. wird, glaube ich, kein Teutscher die Endigung zusezen. Hingegen bei dem einzigen dort gegebenen Fall, die Gräfinn Schmettow, wird in ganz Teutschland von 10 gegen 1 die weibliche Endigung beigesezt werden. Warum das eine sowohl als das andere geschehe, und mit Recht geschehe, ist wohl hier der Mühe werth zu untersuchen. Mich dünkt, der Grund liege darinn: Das Wort von zeigt eigentlich ein grösseres oder kleineres Land an, von dessen Besiz die erste Benennungen der vornehmern Familien hergeleitet wurden. Man sagte zuerst, ein Landgraf von Hessen, ein Freiherr von Plesse, d. i. von

dem Land Hessen u. s. w. Natürlich hießen dieser Herren Gemahlinnen und Töchter Landgräfinnen von, Fräulein von, ohne daß dadurch Hessen oder Plesse eine Veränderung, weder bei Bezeichnung einer Zahl, noch des Geschlechts, gelitten hätte. Den größern Länderbesizern zufolge nannten sich später auch jede reiche Güterbesizer, oder damahlige Adeliche von den Schlössern oder Gütern die sie besassen. Hier war in Ansehung der Namen der nehmliche Fall, wie bei den großen Länderbesizern. Nun kam der Brief-Adel auf, wodurch auch derjenige, der keine liegende Güter besaß, die Vorrechte der reichen Güterbesizer bekam, und um ihnen nun auch im Klang des Namens gleich zu scheinen, sich einen jener ähnlichen Beinamen ertheilen ließ. So nennten sich, um aus Frankfurt die Beispiele zu nehmen, die Rühle, von Lilienstern, die Hezler, von Lindenthal u. s. w. Hier sagte man und sagt noch, wieder ganz natürlich, Herr und Frau, Herren und Frauen

von Lilienstern, von Lindenthal. Nun gab es aber auch manche, die zwar einen solchen Beinamen sich geben ließen, aber doch ihren Familien-Namen nicht in Vergessenheit gerathen lassen wollten, und also sich nicht nach dem neuen Beinamen nennen ließenn, sondern, zufrieden daß man denken könnte, sie besässen ein Schloß oder eine Herrschaft dieses Namens, den Familien-Namen mit Vorsezung des von im gemeinen Leben gebrauchten, wie z. B. in Wien die Fischer von Ehrenbach, welche nicht als Herren von Ehrenbach, sondern als Herren von Fischer, in die adeliche Gesellschaften eintraten. Freilich kann man sich nun keine Herrschaft, die Fischer hieße, denken; unterdessen ist doch das die Namen, durch seinen Ursprung, unbiegsam machende von vor dem Namen Fischer; also sagt man unverändert, gleich als wenn eine solche Herrschaft vorhanden seyn könnte und würklich wäre, der Herr und die Frau, die Herren und die Frauen von Fischer.

Andere die sich adeln ließen, hatten nun ihre Familien-Namen noch lieber, und behielten ihn ganz ohne Beinamen, wie die hiesige bekannte Familie Grolmann oder die sächsische Familie Schůz gethan hat, die sich blos von Grolmann und Grafen von Schůz schreiben. Die zu derselben gehörige Personen sind nun, da das unbiegsam machende von vor dem Namen stehet, der Herr, die Frau, die Herren, die Frauen oder Fräulein von (gleichsam von der Herrschaft) Grolmann; der Graf, die Gräfinn, die Grafen, die Gräfinnen von (gleichsam von der Grafschaft) Schůz g). Aber nun, thue man dieß an eine Herrschaft erinnernde Wörtchen weg, wie werden die hier zu Beispielen gebrauchte Namen alle lauten? Nach dem hier ausgeführten ächten teutschen Sprachgebrauch also:

---

g) Denn, Gräfinn von Schůzinn, wird wohl kein Teutscher, welches Kreises er auch sey, sagen.

der Lilienstern, Lindenthal, Fischer, Schüz, Grolmann; die Liliensterne, Lindenthale, Fischer, Schüze, Grolmänner; die Liliensterninn, Lindenthalinn, Fischerinn, Grolmänninn, Schüzinn; die Liliensterninnen, Lindenthalinnen, Fischerinnen, Grolmänninnen, Schüzinnen.

Die zweite Nebenfrage ist folgende:

h) Soll man die Endigung inn beibehalten, oder soll man an deren Stelle die Frauenspersonen in denen zum Beispiel dienenden Namen Garb, Ritter, Schlegel, Warmburg, Widerholz, Bartels; die Garben, Rittern, Schlegeln, Warmburgen, Widerholzen, Bartelsen, nennen? Für leztern Vorschlag werden drei Gründe vorgebracht: „Erstlich, daß es einen Uebellaut „gebe, wenn ein einer Frauensperson zustehender, also auch auf inn ausgehender

„Ehren-

---

h) Nach Cludius a. a. O.

„ Ehrennamen, dem Hauptnamen voraus stün-
„ de, als die Professorinn Gottschedinn,
„ die Dichterinn Rostinn; zweitens,
„ daß es bei Namen, wie Meier, Müller,
„ Schneider, einen Zweifel machen könne,
„ wenn man den Weibernamen derselben auf
„ inn ausgehen ließe, ob man von einer Per-
„ son, deren Geschlechts- oder deren Verrich-
„ tungs-Name Meier u. s. w sey, rede?
„ welches beides durch die vorgeschlagene Ver-
„ änderung ganz wegfiele.“ Ich antworte hierauf zweierlei. Erstlich wird der nicht ganz zu läugnende Mißklang des doppelten unmittelbar auf einander folgenden inn, im würklichen Fall i), lange nicht so oft vorkommen, als es einem bei bloßer Betrachtung des denkbaren Falls k) vorkommen möchte. Denn einestheils trifft derselbe nur die Hälfte des weiblichen Geschlechts, nehmlich nur die verheirathete Frauenspersonen, nicht die un-

i) in concreto.

k) in abstracto.

verheirathete, es müßte denn jemand aus diesen eine Schriftstellerinn werden. Andern theils trifft er auch unter der einen Hälfte lange nicht alle Personen. Denn die Frau oder Tochter eines Mannes, der unter denen zum Beispiel gegebenen Namen Bauer, Graf, Vogt heißt, ist eine Bauerinn, Grafinn, Vogtinn, nicht eine Bäuerinn, Gräfinn, Vögtinn. Drittentheils wird durch ganz Teutschland im Sprechen dem gerügten Mißlaut dadurch vorgebogen, daß man das i, wie auch sonst wohl geschieht 1), in den weiblichen Namen verschlingt, und nicht nur die Müller'n, die Schneider'n, sondern auch die Doktor'n, die Professor'n sagt. Zweitens antworte ich, daß die beide gerügte Unbequem-

---

1) Z. B. Wird wohl jemand, der ein wenig lebhafter Natur ist, das Wort Superintendent ganz aussprechen? man hört gemeiniglich nur Superntend. Oder, wer spricht wohl anders als Leutenant, da man doch Lieutenant schreibt!

lichkeiten, wären sie auch wirklich so groß, als sie ohne die eben gemachte Betrachtungen scheinen könnten, dennoch wohl nicht wichtig genug seyen, um den Sprachgebrauch von ganz Teutschland (denn selbst in Niedersachsen hat man, so viel ich weiß, die vorgeschlagene neue Endigung noch nicht in Schriften anzunehmen gewagt) m), gewaltsam ändern zu wollen. Und wollte man es, wie weit würde man es bringen? Wenn auch alle Schriftsteller sogar anfiengen, die Endigung inn in en zu verwandeln, so würden doch die Millionen Teutsche so vieler Kreise darum die Gewohnheit nicht aufgeben, ihre Frauen und Töchter mit ihrem durch das inn vermehrten Namen zu benennen.

---

m) Eben so wie man in Schwaben zwar nicht nur, wie schon eben bemerkt, die Frau Vogte, die Frau Kempfe, sondern auch die Frau Doktore, die Frau Konsulente sagt, aber niemand es so zu schreiben einfällt.

IV.

Von der patronymischen Endigung isch.

Eine Endigung bringt mich auf die andere, die Geschlechts-Endigung auf die der Herkunfts-Wörter a). Isch ist von jeher die kleine Sylbe gewesen, die man angehängt hat, wenn man aus einem Städte-, Länder- oder Geschlechtsnamen ein Adjektiv machen wollte. Und zwar wurde dieselbe a) entweder blos angehängt, wie bei den meisten

a) Patronymisch heißen (wie bekannt) diejenige Wörter, durch welche entweder das Vaterland, (πατρις) oder der Vater (πατηρ) von jemand bezeichnet wird. Beides bezeichnet also die Herkunft. Man könnte sie demnach wohl Herkunfts-Wörter nennen, welcher Ausdruck dann vor dem Griechischen bisher üblichen den Vorzug hätte, daß er auch die von dem Namen der Mutter abgeleitete Worte, als

Wörtern, als von Mainz, Trier, Kölln, Brandenburg, Pfalz, Braunschweig, wird Mainzisch, Trierisch, Köllnisch u. s. w. oder b) es wurde eine Sylbe am Ende weggeworfen, und die Sylbe isch dafür angehängt. Dieß ist der Fall bei der Sylbe en, welche von den Wörtern, Böhmen, Sachsen, Preussen, Hessen, Schweden, Göttingen, Tübingen u. s. w. wegfällt, und also mit Anhängung des isch die Wörter Böhmisch, Sächsisch, Preussisch u. s. w. entstehen. Auch dieser seit Jahrhunderten unverrückt angedauerte Sprachgebrauch will heutzutage verändert werden, und zwar auf zweierlei Weise. Man fängt einestheils an, bei denen Wörtern, die kein en haben, nicht isch,

---

wie Dione, Latonia, mit unter sich begriffe. Sollte übrigens schon jemand vor mir die Aufnahme dieses Ausdrucks empfohlen haben, so will ich ihm dieses, mir zwar unbekannte, Verdienst, dadurch daß ich ein gleiches thue, nicht rauben.

sondern ein bloßes sch anzuhängen, man schreibt nicht mehr Trierisch, Braunschweigisch, Brandenburgisch, sondern Triersch, Brandenburgsch, Braunschweigsch u. s. w. Sodann werfen die Neuerer c) von den Namen, die auf en sich endigen, diese Sylbe nicht weg, sondern lassen sie stehen, und machen mit Zusatz des sch das patronymische Wort; also daß von Göttingen, Tübingen, Giessen, man Göttingensche, Tübingensche, Giessensche Schriften zu lesen bekommen hätte. Ersteres hat seinen Ursprung von den Niedersächsischen und Brandenburgischen Schriftstellern, die hierinn ihre schnellere Landes-Aussprache der patronymischen Wörter, wodurch das i in der Sylbe isch verschlungen wird, nachgeahmt haben. Für lezteres weiß ich keine Landes-Mundart anzuführen, sondern es ist ein, der Himmel weiß, woher? entstandener Einfall eines oder des andern Schriftstellers. Beides getraue ich mir geradezu einen Mißbrauch zu nennen. Für

das erste, weil sich auch nicht der geringste Grund aus der allgemeinen Sprachlehre oder sogenannten Sprachphilosophie, für die Veränderung des Sprachgebrauchs, nehmen läßt. Der allgemeine an sich wahre Grundsaz: Es ist erlaubt, Contractionen oder Elisionen zu machen, wird von allen Grammatikern nicht anders verstanden, als mit dem Beisaz: da, wo ein Umstand sie angenehm oder nothwendig macht. Er gibt also noch an sich keine Ursache, etwas dergleichen zu unternehmen, es könnte denn eine dadurch entstehende Annehmlich- oder Nothwendigkeit erwiesen werden. Von beiden fällt mir hier, alles Nachdenkens ohngeachtet, nicht das mindeste ein, als daß manchmal das Sylbenmaaß in der Dichtkunst die Zusammenziehung wünschbar mache. Von der Dichtkunst aber schreibe ich hier ohnehin nicht. Für die Prosa kann ich nicht das geringste finden, was diese Art Contraction annehmlich oder nothwendig mache. Zweitens,

ist diese Art Contraction ein Mißbrauch, weil vielmehr in der Sprachphilosophie ein wichtiger Grund für die Unterlassung derselben liegt. Denn, wahr ist es doch, daß eine Sprache desto angenehmer klingt, je weniger die Konsonanten sich einander drängen, je mehr dieselbe mit Vokalen abwechseln. Eine Ursache, um welcher willen der große Friedrich sogar wünschte, daß man bemühet seyn möchte, die teutsche Sprache mit mehr Vokalen, als jezt würklich darinn sind, zu untermengen, Nun aber wird durch die Weglassung des i aus der Endigung isch, offenbar gegen diese Regel gefehlt, und dürfte wohl niemand seyn, der nicht Brandenburgsch, Pommersch, Braunschweigsch, Tübingensch, Giessensch viel härter klingend, viel schwerer zu buchstabiren, als Brandenburgisch, Pommerisch, Braunschweigisch, Tübingisch, Giessisch finden würde. Also macht sich der Schluß von selbsten. Drittens, ist die Aehnlichkeit an=

derer Sprachen für das i. Man nehme nur die mit dem isch verwandten Endigungen *icus*, *ico*, *ique* und *ish*, aus dem Lateinischen, Italiänischen, Spanischen, Französischen, Engelländischen, und urtheile! Die Beinamen der alten Römer, *Britannicus*, *Parthicus*, *Germanicus*, u. s. w. sind bekannt. Was würde aber ein Römer gesagt haben, wenn man von ihm verlangt hätte, ins künftige *Britanncus*, *Parthcus*, *Germancus*, zu schreiben? Oder was würde ein Engelländer dazu sagen, wenn man ihm zumuthen wollte, seine Landessprache nicht mehr *english* oder *brittish*, sondern *englsh* oder *brittsh*, zu nennen? Und viertens, ist die Weglassung des i aus der Sylbe isch um deswillen nicht nachzumachen, weil sie doch nie allgemein durchgesezt werden kann. Der nehmliche Schriftsteller, der luthersch, lateinsch, griechsch, Tübingensch, Giessensch schreibt, wird gewiß nicht Mainzsch, Pfälzsch, Rußsch, Sachsensch, Preussensch, Schwedensch, zu schreiben sich ge-

trauen, ja er wird vielleicht nicht einmal Lust dazu haben. Also, wozu eine Neuerung, welche wider eine der vornehmsten Regeln der Sprachphilosophie anstößt, die gegen die Sprachähnlichkeit ist, und doch niemals den alten Gebrauch ganz verdrängen kann? Muß man ja den sogenannten *usum tyrannum* in so manchen Sachen gelten lassen, warum nicht auch da, wo er mit der Sprachphilosophie übereinkömmt, wo er zur Verschönerung der Sprache beiträgt? Nur dann etwa möchte die Elision des i in der Sylbe isch, als eine poetische Freiheit, erlaubt seyn, wenn durch dieselbe ein Gedanke in ein Sylbenmaaß gebracht werden kann, der sonst herausbleiben müßte, in welchem Fall aber, so wie es bei der Sylbe ig herkömmlich ist, gnäd'ger, anstatt gnädiger u. s. w. zu schreiben, ein Auslassungsstrich den Mangel des nothwendigen i anzeigen müßte.

V.

Von der Wegwerfung des e, so in der Mitte als am Ende mancher Wörter.

Die Wegwerfung eines der Vokalen, nehmlich des i, bringt mich auf eine andere auch seit einiger Zeit einreißen wollende Wegwerfung, nehmlich die des e in der Mitte sowohl als am Ende so vieler Wörter. Zuvörderst merke ich an, daß ich hier, wie bei dem vorigen Punkt, um so mehr blos von der un-, nicht von der gebundenen Rede spreche, als mir die wenige teutsche Gedichte, die ich habe drucken lassen, noch keinen Rang unter den teutschen Dichtern geben können. In Gedichten mag also immer der Verfasser, überall wo er die Beispiele guter Dichter vor sich hat, die e im Anfang, in der Mitte und am Ende der Wörter weglassen — hier fragt es sich nur, ob gleiche Freiheit auch

in Prosa gelte? Und da, muß ich gestehen, bin ich ganz anderer Meinung. Ohnehin ist die allgemeine Regel diese, daß die poetische Freiheiten in Prosa nicht nachgeahmt werden sollen. Eine Ausnahme von dieser Regel zu bewürken, müßten also Ursachen angegeben werden können; es müßte gezeigt werden können, daß der Grund, um welcher willen man den Dichtern erlaubt hat, die Wörter durch Wegwerfung des e um eine Sylbe zu verkürzen, auch in Prosa eintrete. Dieser Grund ist natürlicher Weise kein anderer, als weil manches Wort in seiner gewöhnlichen Länge in ein gewisses Sylbenmaaß gar nicht, oder doch nur sehr mühsam, passen wollte, und also die Dichtkunst erschwert worden wäre und an schönen Gedanken oft Verlust gelitten hätte, wenn man nicht diesem Worte eine Sylbe zu nehmen gestatten wollte. Aber ist dieser auf die Prosa anwendbar? Gibt es einen Fall, wo die Prosa erschwert würde, oder wo sie einen schönen Gedanken verlöhre, wenn alle. e, die

sonst in ein Wort hinein gehören, darinn stehen bleiben? Man nehme ein Beispiel, und urtheile! Wenn Gellert in dem vortreflichen Liede: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! einen Vers also anfängt: Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren? so erlaubt man ihm gerne von dem Wort sollte, das die lezte Sylbe machende e wegzuwerfen, damit der schöne Gedanke, der hier vorgetragen ist, in dieses Sylbenmaaß paßte. Oder, wenn Haller, S. 19. der siebenten Auflage seiner Gedichte, so mahlerisch singt:

Wann Titans erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet,

so läßt man sich selbst die, für mein Ohr sehr harte Wegwerfung des e in Höhe, gerne gefallen, damit nichts von dem, was in diesem einzigen Vers zusammen gedrängt sich findet, wegbleiben müsse.

Nun aber seze man, es wollte jemand die nehmlichen Worte in einem prosaischen Buch brauchen. Warum sollte dieser nicht ganz aus-

schreiben: Und diesen Gott sollte ich nicht ehren? oder: Wann Titans erster Strahl der Felsen Höhe vergüldet. Hindert ihn das Sylbenmaaß? Nein! Erschwert die Anhängung des e die gute Prose? Gar nicht zu denken! Kann dadurch ein guter Gedanke verlohren gehen? Eben so wenig! Also lasse man die e in Prosa überall, wo sie hingehören!

Aber, sagt man, wenn ich in Prosa so schreiben wollte:

Und diesen Gott sollte ich nicht
ehren?

würde das sollte ich, nicht einen sogenannten Hiatus, oder den durch das Zusammenkommen zweier Selbstlauter entstehenden Uebelklang, verursachen? Ich antworte hierauf zweierlei. Erstlich, ist selbst in der Dichtkunst unsere teutsche Sprache nicht so sehr gegen die Hiatus, als die lateinische und französische, wie denn unsere beste Dichter, weder in gereimten noch in ungereimten Versen, in Vermeidung

derselben ängstlich sind. Zweitens, entstehet ja der Hiatus nicht durch das bloße Beisammenstehen zweier Vokalen, sondern durch das Aussprechen zweier unmittelbar beisammenstehenden Vokalen. Zum Beweise hievon, wenn es anders noch dergleichen bedarf, können beide eben gedachte Sprachen dienen. Wenn z. B. Virgil sein sechstes Hirten-Gedicht also anfängt:

Prima Syracosio dignata est ludere versu, &c.

so ist in dem *dignata est* kein Hiatus; warum? weil das *a* hier im Lesen keinen Klang hat. Oder wenn es bei Voltaire, im ersten Vers des zweiten Buchs seiner Henriade, folgendergestalt heißt:

Reine, l'excès des maux, où la France est livrée &c.

so macht *France* und *est* ebenfalls keinen Hiatus, weil das *e* in *France* nicht ausgesprochen wird. Diesemnach erlauben denn auch beide Sprachen, bei denen immer im Vers der letzte

Vokal eines Worts von dem ersten Vokal des gleich darauf folgenden Worts verschlungen wird, dennoch selbst im Vers, daß diese beide ruhig neben einander stehen dürfen. Von der Prosa gedachter Sprachen ist noch weniger eine Frage. Da also selbst in denen Sprachen, die gar keinen Hiatus vertragen, die Vokalen nicht einmal in Versen durch Apostrophen oder Auslassungszeichen verdrungen werden dürfen, so lasse man um so mehr dieselbe in der Prosa der unserigen stehen.

Und hiemit könnte ich vielleicht meine Betrachtung, die Weglässung des e, ganz zweckmäßig beschließen, da ich den Ueberfluß, mithin die Grundlosigkeit dieser Weglassung, genugsam gezeigt zu haben glaube. Allein, es wird doch auch nicht unzweckmäßig seyn, wenn ich noch drei anderweite Gründe, gegen diese Weglassung anführe. Der erste betrifft nur das Aeussere des Drucks, und ist aus den allgemeinen Grundsäzen der Schönheit genommen. Der Mensch sieht gerne

alles,

alles, was eine Vollkommenheit anzeigt, wendet aber sein Auge nicht gerne dahin, wo sich ihm ein Mangel darstellt. Wie schön ist jedem Auge, vom Kind bis zum Greis, vom Philosophen bis zum Bauer, eine Reihe Zähne, an der kein Zahn, ein Baumgang, an dem kein Baum, eine Palissade, an der kein Pfahl, eine Mauer, an der kein Stein, eine Stickerei, an der keine Flitter fehlt? Wie ungern sieht jedes Aug den Mangel eines Zahns, eines Baums, eines Pfahls, eines Mauersteins, einer Flitter, an den obgesagten Gegenständen? Wie viel verliert selbst das schönste Kleid bei jedermann, wenn durch einen Zufall eine Motte hinein gekommen ist? Warum? Weil das Mottenloch einen Mangel an der Feinheit des Tuchs, an der Schönheit der Farbe, die wir am Kleide bewunderten, verursacht. Die unangenehme Empfindung, die man dabei hat, wächst immer, nach Maasgabe, daß mehr Zähne, Bäume, Pfähle, Mauersteine u. s. w. fehlen. Und nun denke man

sich einen Leser, der ein Kenner der Schönheit ist! Was für einen Eindruck muß auf diesen ein Buch, auf dessen jeglicher Seite ihm ein halbes oder ganzes Duzend Auslassungszeichen, daß hier ein Buchstab mangle, verkündigen? Und wäre es Wielands goldener Spiegel oder auch Oberon auf geglättetem Papier mit Didotischen Lettern gedruckt: es wird für des feinen Kenners Auge nur halb schön seyn.

Doch zweitens nicht nur dem Leser ist diese Auslassung des e unangenehm, sondern auch, und noch mehr, dem Vorleser, den es im Tongeben, das die Seele der Vorlesung ist, einschränkt. Zur Probe nehme man, um aus einem bekannten Buch ein Beispiel zu geben, das kraftvolle Gebeth N. 5. so in Seilers Gebethen und Kommunion-Andachten (Erlangen 1798. 8) vorkommt, dessen Anfang nach allen Buchstaben so gedruckt ist.

Ewiger! Unsichtbarer! der du in einem Lichte wohnest, dahin kein menschliches Auge dringen kann! Wie freue ich mich, daß du dich

mir in deinen Geschöpfen geoffenbaret, und mich schon so vieles von deiner unbegreiflichen Natur gelehret hast!

Hier wird freilich mancher Geistliche oder Hausvater, der dieses gedankenreiche Gebeth in seiner größern oder kleinern Gemeine vorbethen will, ohne allen Apostroph, wenn er sonst ein lebhafter, überhaupt geschwind zu sprechen gewohnter Mann ist, nicht nur in dem Wort wohnest, sondern auch in den Wörtern Auge und freue, das e auslassen, und es, ohne der Würde der Aussprache im mindesten zu schaden, mit gleichem Odem so lesen: wohin kein menschliches Aug' dringen kann, oder: wie freu' ich mich rc. Allein, man seze nun hier, einen nicht sanguinisch-cholerischen, einen von Natur weniger lebhaft sprechenden Mann; wird dieser auch die e auslassen? Wird er nicht vielmehr froh seyn, das e in dem Wort Auge dahin zu benuzen, daß er einen halben Ruhepunkt für seine Stimme daraus mache; daß er so lese:

Wohin kein menschliches Auge | dringen kann
und — wie freue | ich mich?

Gesezt nun, Seiler hätte das Wort Aug' und freu' ohne e drucken lassen, würde dem lezten langsamern Leser nicht der Apostroph ärgerlich seyn? würde er nicht erst mit Ekel das e wieder an seinen Ort in Gedanken hinsezen müssen?

Der dritte und lezte Grund gegen die Auslassung des e, noch weit wichtiger wie mich dünkt, als beide erstere, ist folgender: Diese Weglassung thut auch der Schönheit der teutschen Sprache selbst Schaden. Ich gehe nehmlich wieder von dem allgemeinen Grundsaz der Sprachphilosophie aus; um dessentwillen der große Friedrich sogar die teutsche Sprache fast umgegossen zu sehen wünschte, nehmlich daß eine Sprache nur dann ganz schön sey, wann sie ein gehöriges Verhältniß von Selbst- und Mitlautern habe. Den Saz selbst läugnet niemand, so wenig als dieses, daß unsere Spra-

che eine von denen sey, die zu viele Mitlauter, zu wenige Selbstlauter, in ihrem Wortbau habe. Und doch will man die e noch aus den Wörtern, sonderlich am Ende, wegwerfen, mithin machen, daß manches Wort, das noch am Ende ganz angenehm durch den Vokal lautete, z. B. würde, Erde, sagte, hatte, nun um so viel rauher, als würd', Erd', sagt', hatt' u. s. w. laute. Man denke einmal, was Friedrich, der in denen Büchern, die er in seiner Jugend las, als man noch kein e in Prosa ausließ, zu wenig Vokalen fand, und deswegen nachher keine teutsche Bücher mehr lesen wollte, was dieser, sage ich, dazu gesagt haben würde, wenn er erst die neuern Bücher, wo die Auslassung des e gäng und gäbe ist, zu Gesicht bekommen hätte? Doch, nicht Friedrich, sey er auch ein noch so großer Schriftsteller, soll hier entscheiden! Es entscheide das Ohr jedes Sprachkenners, ob die Auslassung der e die Sprache nicht hartklingend mache? Es entscheide sein Auge, ob die Aus-

lassungszeichen ihm nicht wehe thun? Es entscheide sein Gefühl, ob nicht die Freiheit der Deklamation a) durch diese Auslassung gestört werde? Und dann gebe er das Urtheil von sich, ob die mit keinem einzigen Grund aus der Sprachphilosophie unterstüzt werden könnende Vokalen-Auslassung, in der teutschen Prose zu begünstigen, oder höchstens im komischen Styl, als Ausnahme, zu leiden sey?

---

a) Sollte man nicht anstatt des fremden Worts, deklamiren, ein teutsches neues, tonsprechen, in Umlauf bringen können? Deklamiren heißt ja doch, jedes Wort mit dem gehörigen Ton ausdrucken. Also, dieses thun, hieße tonsprechen, der welcher es thut, ein Tonsprecher, die Handlung, das Tonsprechen. Er deklamirt gut, hieße, er ist ein guter Tonsprecher, u. s. w. Wollte man diesem neuen Wort etwa den Einwurf machen, daß Ton ursprünglich lateinisch sey, so seze ich entgegen, daß dasselbe durch den langen Gebrauch ganz teutsch geworden, wie man denn auch sogar ein Zeitwort, tönen, davon gemacht hat.

VI.

Ob man die patronymische Wörter mit grossen oder kleinen Anfangs-Buchstaben schreiben solle?

Die Endsylbe der patronymischen Wörter führt mich auf ihre Anfangs-Buchstaben. Jahrhunderte lang hatten diese Wörter unstreitig große Anfangs-Buchstaben, als die Namen der Städte, Länder u. s. w. selbst. Erst in der lezten Hälfte dieses Jahrhunderts hat ein Theil Schriftsteller angefangen, sie als andere Adjektiven zu behandeln, und mit kleinen Buchstaben anzufangen; der andere, und unter ihnen der große Sprachforscher, Adelung, behält die alte Schreibart bei. Ich für meinen Theil habe mich bisher zu den lezten gehalten, weil es mir in allen Büchern, die ich lese, so äußerst angenehm ist, die handelnden Personen, oder die Länder und Städte, von welchen ge-

handelt wird, durch größere Buchstaben ausgezeichnet zu sehen. Diese Ursache aber dauert auch bei denen von den Benennungen der Länder, Personen und Städte hergeleiteten Namen fort. Denn, hat es nicht gleiches Interesse, ob man lieset, die Preußen, Oesterreicher rc. oder die Oesterreichische, Preussische u. s. w. Armee, haben dieses oder jenes gethan? Warum soll denn nun jenes ausgezeichnet, also durch den großen Buchstaben leicht zu finden seyn, dieses nicht? Ich gestehe, daß ich leichter alle andere große Anfangs-Buchstaben, bei den übrigen Substantiven, die kein Volk außer Teutschland hat, und die auch uns Teutschen doch im Grunde zu nichts helfen, dabei eine Menge Plaz in einem Buch wegnehmen, entbehren wollte, als die großen Anfangs-Buchstaben der patronymischen Wörter. Es wäre zu wünschen, daß der königlichen Akademie auch hierauf ihre Aufmerksamkeit zu richten beliebte. Ihre Entscheidung würden gewiß andere Schriftsteller so gerne annehmen, als

ich meines Orts solches willig zu thun versprechе.

VII.

Von der
Plural-Endigung der Adjektive, e und en.

Noch ein Gegenstand, bei welchem die Beobachtung, daß man sich im Teutschen bemühen müsse, die Zahl der Mitlauter eher zu vermindern, als zu vermehren, in nicht geringen Betracht kommen wird, ist die Nominativ- und Accusativ-Endung des Plurals in den Beiwörtern. Seit Jahrhunderten wurde diese Endung durch ein bloßes e gemacht, das man an die einfache Zahl anhängte. Von groß wurde große, von reich, reiche, von schön, schöne, sowohl im bestimmten Stand, als im unbestimmten gemacht. Man

sagte große Männer, und, die großen Männer; schöne Frauen, und, die schönen Frauen; reiche Klöster, und, die reichen Klöster. Im vorigen Jahrhundert, da die Rechtschreibung fast ganz willkührlich war, wenigstens gar auf keinen vesten Gründen beruhete, fieng man an, in dem bestimmten Zustande das n manchmal anzuhängen, und zu schreiben, die großen Männer, die schönen Frauen, die reichen Klöster. Endlich im jezigen Jahrhundert, wurde diese Anhängung des n bei den Schriftstellern des nördlichen Teutschlands allgemein, dahingegen man im südlichen mehr beim Alten blieb, doch so, daß es auch südliche Schriftsteller gibt, die sich auf die Seite der nördlichen neigen. Es wäre hiebei wohl zu wünschen, daß jene Liebhaber des n, so gar sehr für ihre Schreibart eingenommen wären, daß sie jeden anders Schreibenden, sogar einen Wieland, als hierinn falsch schreibend, tadelten. Da aber dieses geschieht, so ist es doch wohl hier der Mühe werth, zu

untersuchen, ob denn auch würklich derjenige Tadel verdient, welcher eben so gut die große Männer schreibt, als große Männer? Ich meines Orts bin nicht der Meinung. Erstlich ist kein Grund da, warum man an dem einen Orte anderst schreiben solle, als an dem andern? Oder, was hat das Wort die mit dem Buchstaben n für einen Zusammenhang, daß das Daseyn des die auch das Daseyn des n in denen durch jenes regierten Wörtern nothwendig machte? Läßt sich ein solcher wohl gedenken? Wenn ich ohne jemands Widerspruch richtig schreibe: Sieben kleine Provinzen, die sich einst von dem großen Spanischen Reich losrissen, machen nun die Republik der vereinigten Staaten aus; warum soll ich nicht eben so richtig schreiben: Die oder jene sieben kleine Provinzen ꝛc. Zweitens, wird durch die Anhängung des n, die Anzahl der Mitlauter in so vielen Wörtern unserer Sprache vermehrt, daß sie kein Mensch unter die Verschönerungen

derselben wird rechnen können. Ist dieses, so verdienen doch wohl diejenige, welche dieselbe nicht mitmachen wollen, wenigstens keinen Tadel! Soll ich übrigens hiebei, wegen des gleichwohl von einem großen Theil Teutschlands einmal angenommenen n, meine Meinung überhaupt sagen, so glaube ich, daß man es als ein ν εφελκυστικον der Griechen ansehen und in sofern mit Nuzen gebrauchen könne. Wenn ich z. B. in der Messiade, XVI. Ges. S. 527. der schönen Auflage von 1780. im lezten Vers die Worte lese: die Himmlischen alle: so sagt mir mein Ohr, daß dieses viel wohlklingender sey, als wenn es hieße: Die Himmlische alle. Wenn es aber S. 248. Z. 8. also heißt:

Wie diese Begnadigten, Selith! es fühlen.

so gestehe ich wenigstens, daß hier mein Ohr eine nicht geringe Härte fühlt, die durch die sogenannte Position der Mitlauter n und S entstehet, und die auf eine liebliche Art ver-

mieden worden wäre, wenn der Dichter hier gesezt hätte:

Wie diese Begnadigte, Selith! es fühlen.

Wäre es diesemnach nicht vielleicht für die Verschönerung unserer Sprache das Beste, wenn das ganze teutsche gelehrte Publikum dahin übereinkäme, daß die Einschaltung oder Auslassung des n in dem beziehenden Stande des Plurals der Beiwörter, jedem Schriftsteller, nachdem der Wohllaut es ihm anräth, in Prosa sowohl als Versen, freistehen solle?

VIII.

Von den ausländischen Buchstaben c, ph und y.

So unbestimmt, leider! unsere teutsche Rechtschreibung in gar vielen Stücken, und so sehr es zu wünschen ist, daß die Bemühungen der königlichen Akademie sie überhaupt zur gehörigen Bestimmung bringen mögen, so äußerte sich insbesondere diese Unbestimmtheit in Ansehung der drei ausländischen Buchstaben c, ph und y. Einige brauchen dieselben nicht nur bei ausländischen, sondern auch bei gar vielen teutschen Wörtern, und schreiben z. B. Carl, Adolf, bey u. s. w. Andere wollen sie überall verbannen, und schreiben, Zeremonie, Zizero, Akzise, Filosofie, Fisik. Andere verbannen das c und y, behalten aber das ph bei. So ungewiß ist die teutsche Rechtschreibung! Was soll nun der Schrift-

steller, der nach Grundsäzen seine Rechtschreibung einrichten will, hier thun? Soll er es machen, wie die Italiäner, die um originell zu scheinen, alle y und ph, ohne Rücksicht auf die Herleitung der Worte, und ob sie dadurch für den Gelehrten fast unkenntlich werden, verbannt haben? Oder soll er weniger originell scheinen, und die Etymologie sich zum Grundsaz dienen lassen wollen? Auch hierüber wünschte ich, daß die königliche Gesellschaft etwas entschiede. In so lange dieses nicht geschieht, denke ich, ein Schriftsteller gehe am besten den Mittelweg: Er verbanne die drei fremde Buchstaben aus allen einheimischen Wörtern: er behalte sie in allen denen, wo die Herleitung ihnen einen Plaz anweiset. Nach diesem Grundsaz schreibe ich, Karl, Adolf, bei; auch sein, ohne Unterschied, ob es ein Pronomen oder ein Verbum sey, weil mir kein Fall eines Mißverstandes zwischen beiden denkbar ist Ich schreibe aber Cicero, Ceremo-

nie, Accise, weil ich das c doch, um des häufigen ch willen, das in unsern ganz teutschen Wörtern vorkommt, nicht missen kann. Und weil ich dann dieses behalten muß, weil auch die größte Feinde der fremden Buchstaben es noch nicht gewagt haben Kserkses, Ksenofon, anstatt Xerxes, Xenophon, zu schreiben, ich mithin auch das fremde x nicht los werden kann, so behalte ich eben so mehr auch das ph und y in den Worten, die fremden Ursprungs sind, schreibe also, Philosophie, Physik u. s. w.

IX.

IX.

Von der Rechtschreibung fremder in teutschen Schriften vorkommender Namen.

§. 1.

Große Unbestimmtheit der Rechtschreibung der fremden Namen.

Was hier von dem Gebrauch der fremden Buchstaben, die nur in fremden Wörtern vorkommen sollen, kürzlich gesagt worden, bringt mich gleich auf die Materie, von der Rechtschreibung fremder in teutschen Schriften vorkommender Namen. Ohne jezo auf jene drei fremden Buchstaben mehr Rücksicht zu nehmen, ist doch noch in keiner Sprache die Rechtschreibung der ausländischen Namen so unbestimmt, als, leider! in der unsrigen. Um anstatt allgemeiner Ausdrücke gleich durch Beispiele mich zu erklären,

Bayerische Staatsbibliothek München

schreiben einige Virgilius, Horatius, Ovidius, andere Virgil, Ovid, Horaz; einige Achill, Ulyß, Helene, andere Achilles, Ulysses, Helena, andere gar Achilleus, Odüsseus, Helenä; einige Cyrus, Cyrillus, Cimon, andere Kyrus, Kyrillus, Kimon, andere Küros, Kürillos, ja bei dem lezten Namen kommt noch der Fall vor, daß einige Cyrill, und noch einige, zur fünften Veränderung, Cirill, ja wohl noch Zirill, Kürill, Kyrill, und Cirillus, nach der gar zu großen Unbestimmtheit unserer Orthographie, schreiben werden. Einige lassen lieber England, Scotland, Ireland, Genova, als Engelland, Schottland, Irrland, Genua drucken. Einige gehen gar so weit, daß sie die Vornamen der Ausländer, selbst, wenn wir die nehmlichen in unserer Sprache haben, und sie gar aus derselben herstammen, bei Uebersezungen aus allen Sprachen, ganz so lassen, wie sie in jeder derselben sind, als William Pitt, James

Brůce, Louis de Leon, anstatt Wilhelm Pitt, Jakob Brůce, Ludwig von Leon. Was soll nun hierinn ein junger Schriftsteller, was soll jeder Teutscher in den Aufsäzen des Staats oder des gemeinen Lebens thun? Ich wůnsche, daß meine hier kůrzlich deßfalls vorzutragende Regeln es werth seyn möchten, den Beifall sowohl der königlichen Akademie, als des ganzen gelehrten Publikums in Teutschland zu verdienen; und wenigstens dazu nůzen möchten, um der entsezlichen, unsere Sprache so sehr verstellenden Ungleichheit der Rechtschreibung, in diesem Stůck wenigstens, ein Ende zu machen.

§. 2.

Erste Regel desfalls.

Die in der Geschichte unter einer gewissen Gestalt einmal bekannte a)

a) Ich fůhle wohl, daß hier etwas unbestimmtes in meiner Regel vorkomme. Ein einsichtsvoller Leser sieht dennoch, was ich bezwecke. Eine

Personen-, Länder- und Städte-Namen lasse man so, wie der (sey es auch etymologisch-unrichtige,) Gebrauch sie einmal geformelt hat b). Wir kennen nun einmal aus den ältern teutschen Büchern einen Alexander, Achilles, Ulysses, Ajax, Cyrus, Artaxerxes, Zoroaster, Hystaspes, Mahomet, Soliman, Tamerlan u. s. w. Warum sollen wir in den neuen teutschen Schriften, nach der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit der eigentlichen Rechtschreibung dieser Namen Alexandros, Achilleus, Odüsseus, Ajas, Kores, Ardschir, Zerdusth, Gustasp,

---

nähere Bestimmung für weniger einsichtsvolle, habe ich noch nicht ausfinden können, und werde dem danken, der sie findet.

b) Es freuet mich, hier auch noch den neuesten Schriftsteller über diese Materie, nehmlich von Winterfeld in den Beiträgen zur Ausbildung der t. Sprache, IV. Stück, S. 143. für mich anführen zu können. S. auch ebend. im V. Stück, S. 104.

Mohämmed, Sulejman, Timur-lenk u. s. w. zu lesen bekommen? Wird die Erlernung der Geschichte dem Schulknaben dadurch erleichtert oder erschwert? Braucht selbst der strengste Geschichtforscher bei diesen Namen mehr, als höchstens eine Anmerkung, daß, z. B. Tamerlan eigentlich Timur-lenk heißen müsse, und den lahmen Timur bedeute. Oder, um aus der Geschichte unsers Vaterlands ein paar Beispiele zu nehmen, was gewinnt die Geschichte dabei, wenn wir die beide im dreißigjährigen Krieg unter dem Namen Arnheim und Wallenstein bekannt gewordene Heerführer, inskünftige Arnim und Waldstein schreiben? Der Lehrling meint, beim Anblick dieser vier Namen, daß von vier Männern die Rede sey; und der beste Geschichtforscher hat alles, was er braucht, wenn er in einer Anmerkung lieset, daß Arnheim aus dem mecklenburgischen Geschlecht von Arnim, und Wallenstein aus dem böhmischen Geschlecht derer von Waldstein gewesen. Wir

kennen alle die Länder, Engelland, Schottland, Irrland, Cypern, China, Marocco, warum soll man inskünftige England, Scotland, Ireland, Küpros, Tschina, Marokos lesen und lernen? Wir kennen alle, Jerusalem, Kopenhagen, Mailand; warum sollen wir Jeruschalaim, Kiobenhaven, Milano schreiben?

§. 3.

Weitere Anführung wegen derselben.

Wenn ich hier in denen aus der Geschichte bekannten Namen die Beibehaltung der gewöhnlichen Rechtschreibung angerathen habe, so hoffe ich um so mehr etwas Gutes gerathen zu haben, als es schwerer ist, dann c) man

c) Ich weiß, daß das dann, anstatt als nicht sehr im Gebrauch ist. Aber soll ich hier nicht lieber den ältern Schriftstellern folgen, um nicht das vier Wörter vorher stehende als wiederholen zu müssen?

bei dem ersten Anblick denken möchte, etwas an die Stelle zu sezen. Wollte man hier nach Grundsäzen handeln, so müßte man dieser Art Namen entweder etymologisch, oder nach der jezigen Weise des Landes, aus dem die Namen her sind, oder in dem die Städte u. s. w. sich befinden, zu schreiben einführen Beides hat gewiß sehr vieles für sich, und beides ist doch oft sehr verschieden. Z. B. Wir schreiben jezo gewöhnlich Engelland, d)

d) Indem ich diesen Namen niederschreibe, kann ich nicht umhin, auch in Ansehung des davon abstammenden Adjektivs etwas beizufügen. Sonst hat man dieses unstreitig engelländisch geschrieben: neuerlich fängt man an, englisch zu schreiben. Welches von beiden ist recht? Ich habe mich schon an einem Orte meiner Reichshistorie für ersteres erklärt. Erstlich, weil man von Niederland, Holland, Mailand, Halland u. s. w. so wie Niederländer, Holländer, Halländer, Mailänder, also auch Niederländisch, Holländisch, Halländisch, Mailändisch, nicht Niederisch, Hollisch, Hallisch, Maiisch u. s. w. ableitet. Zweitens, weil

Neapel, Konstantinopel. Die ungezweifelte Etymologie erfordert hier Aengelland (das Land der Angeln) Neapolis, Konstantinopolis. Die Bewohner schreiben England, Napoli, Stambol. Welcher Rechtschreibung soll man nun folgen? Man darf doch nur eine derselben annehmen, wenn man zusammenhängend handeln will. Wenn man also, wie seit einiger Zeit nach dem lezten dieser Grundsäze angefangen worden,

---

wenn man ja auch, um der angenehmen Kürze willen, das Wort englisch einführen wollte, solches doch einem Mißverstand, mit dem Adjektiv des Worts Engel geben könnte, mithin englisch für engelländisch eben so wenig schicklich ist, als das von manchen gebrauchte fränkisch für französisch, welches den Einwohner Frankreichs mit dem Einwohner Frankens zu verwechseln Anlaß gibt, andere Gründe für die Beibehaltung der Worte Franzose und französisch ungerechnet, die in dem zu Frankfurt bei Macklott herauskommenden allerhand Angenehmes und Nüzliches enthaltenen Orakel, vorgetragen sind.

nach der jezigen Aussprache England, Marokos u. s. w. schreibt, so muß man auch Stambol und Napoli schreiben; aber dann müssen wir auch Danmark, Norrige oder Norge, und Suerige anstatt Dänemark, Norwegen und Schweden uns angewöhnen. Sagt man etwa, lezteres gienge zu weit, so beliebe derjenige, der England, Scotland und Ireland schreibt, mir anzugeben, wie weit dann eigentlich die Gränzen dieser neumodischen Rechtschreibung gehen sollen? Nimmt man dagegen zum Grundsaz an, nach der Herleitung der Wörter zu schreiben, dann dürfen freilich jene Städte nicht anders, für die Zukunft, als Neapolis, Konstantinopolis geschrieben werden. Aber dann muß auch, wer Georg, Philipp oder Christoph heißt, sich inskünftige Georgios, Philippos und Christophoros schreiben; dann darf jede Helene oder auch Lehnchen, sich nicht anders als Helenä unterzeichnen. Sagt hier wieder jemand, dieses ginge

zu weit, so frage ich abermals, wo dann die Gränze seyn solle? Fließt nicht Georgios und Philippos aus dem nehmlichen Grundsaz, aus welchem Helenå fließt? Muß man also nicht, wenn man zusammenhängend handeln will, die sechs zum Beispiel hier gegebene griechische Worte alle auf die beigesezte Art zu schreiben festsezen, wenn man nicht nach der neuen Aussprache, sondern nach der Herleitung alles einrichten will? Aber nun — wer entscheidet, welchen Grundsaz von beiden man annehmen solle? Mancher Gelehrter wird diesen, mancher jenen angenommen wissen wollen. Und man nehme an welchen man wolle, wie sehr verliert durch jeden derselben unsere teutsche Stammsprache an ihrer Originalität, zumal wenn sie nun gar in dem Wort Helenå ein, bisher in derselben am Ende eines Worts unerhört gewesenes å leiden soll, wie man es in manchen sonst so schönen Uebersezungen aus dem Griechischen antrifft? Welch eine Beleidigung ist dieses å nicht nur aus schon gesagter

Ursache für das Auge, sondern auch, um es beiläufig anzuführen, zugleich für das Ohr, wenn dieser Doppellauter, der sonst im Teutschen so gut wie im Griechischen und Lateinischen seiner Natur nach allezeit eine lange Sylbe macht, nun gar am Ende eines Daktylus stehen muß! als:

Athänä mit rollenden Augen.

Doch — von lezterem Gegenstand mit mehrerem in der unter der Feder habenden Abhandlung über das teutsche Sylbenmaas e).

§. 4.

Zweite Regel.

Eben die jezt gedachte Originalität der teutschen Sprache bringt mich auf die Gedanken,

---

e) Daß K. Ph. Moriz eine Abhandlung darüber geschrieben, ist bekannt, aber auch dieses, daß er, wie noch neulich in der Allg. T. Bibl. bemerkt worden, seinen Gegenstand nicht erschöpft habe. Ich hoffe also nichts überflüßiges zu thun, wenn ich nach Anleitung dieser Schrift auch meine Gedanken bekannt mache.

zur zweiten Regel zu sezen: daß die Endsylben der fremden in teutschen Schriften vorkommenden Namen mit Recht nach der sonstigen Aehnlichkeit der teutschen Sprache umgeändert werden. In der That, warum sollten wir Teutsche allein dasjenige nicht thun dürfen, was alle bekannte bearbeitete, nicht nur Stamm-, sondern auch abstammende Sprachen von jeher gethan haben? Die Griechen, welche keine Namen hatten, die auf *l* oder *o*, oder *us* ausgiengen, gaben dem ihnen fremden Namen Annibal, hinten ein ς, (Αννιβας). Dem Namen Scipio hängten sie ein ν an, (Σκηπιων) anstatt der Endsylbe *us* machten sie ein ος an die Namen Antonius u. s. w. (Αντωνιος), die weibliche Endung *a* aber verwandelten sie, wenn sie solche nicht beibehalten wollten, in ein langes *e*. Die Römer thaten ein gleiches ihres Orts: anstatt des griechischen *Philon*, *Dion*, *Simon*, *Platon*, *Ctesiphon*, schrieben sie *Philo*, *Dio*, *Simo*, *Pla-*

to, *Ctesipho*, anstatt *Meliboeos*, *Tityros*, mit ihrer lateinischen Endigung, *Meliboeus*, *Tityrus*, anstatt *Demeas*, *Chaereas*, mit Wegwerfung des *s*, *Demea*, *Chaerea*; anstatt *Alexandros*, *Cassandros*, mit noch mehrerer Veränderung *Alexander*, *Cassander*, anstatt *Helene*, *Polyxeine*, *Hecube* und dergleichen mehr, *Helena*, *Polyxena*, *Hecuba* &c. und anstatt des Teutschen, Friederich, Luther, Ludewig, schrieb Cäsar, *Viridorix*, *Luterius*, *Litavicus* f). Eben so verfahren die Spanier,

---

f) Wenn man auch die mit den teutschen oder gallischen Namen geschehende Veränderungen für zufällig und von Unkunde der rechten Aussprache herrührend, ansehen will, durch welche Unkunde z. B. gewiß ganz unwillkührlich aus Wär-king Enterich, oder Kriegskönig Enterich) Vercingentorix geworden ist, so bleibt doch mein Saz bei den griechischen Namen wichtig. Zwar auch hier weiß ich wohl, daß die in Hexametern und Pentametern schreibende sonst herrliche und gewiß ihre Sprache verstehende Dichter Virgil und Ovid, um des Metrums willen, gar oft die, lange Endsylben gebende, η und ω beibehalten ha-

Franzosen, Engelländer, Italiäner, Russen u. s. w. wie man an dem einzigen Namen Johann sehen kann, den die Spanier *Juan*, die Franzosen *Jean*, die Engelländer *John*, die Italiäner *Giovanni*, die Russen *Jvan* schreiben. Und wir Teutsche sollten allein hierinn uns nichts unterstehen dürfen, sollten schlechter seyn, als alle andere, selbst die abgeleitete Sprachen? sollten bei allen fremden Namen so ganz die Eigenthümlichkeiten unserer Sprache verläugnen müssen? Und wir allein sollten Jochanan, Alexandros, Helenå, Horatius, England, Scotland, Ireland, Danmark, Norge, Suerige, Milano, anstatt Johann, Alexander, Helene, Horaz, Engelland, Schottland, Irrland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Mailand u. s. w. zu sagen verpflichtet seyn?

---

ben. Doch — dieses sind poetische Freiheiten. In Prosa schreibt auch ein Cicero, Agamemno, nicht Agamemnon.

Nimmermehr wird dieses ein Auswärtiger von uns verlangen! Warum sollten dann nun wir selbst uns diese Last auflegen, und dadurch unsere Sprache unter andere herabsezen wollen? Soll es nicht auch in der Sprache einen Patriotismus geben? Vorausgesezt also, daß dieses sey, so mag sich derselbe unter andern auch dadurch äussern dürfen, daß man ohne Anstand die fremde Namen nach der Aehnlichkeit der teutschen Sprache, jedoch so, daß es der Schönheit derselben nicht schade, durch Wegwerf- oder Abänderung der Endsylben, umbilde. Man werfe diesemnach herzhaft, sollte man auch dadurch von einigen der berühmtesten neuesten Schriftsteller abgehen, die Endsylben o, os, us, ius und es, hinweg; man verändere die weibliche Personen-Namen aus a oder ä in e, und die Länder-Namen in en, sobald kein offenbarer Mißlaut dadurch entstehet. Freilich ist dieses etwas unbestimmt gesagt, kann auch, so wie alles, wo es haupt-

sächlich auf das Gehör ankommt, nicht ganz auf gewisse Regeln gebracht werden. Unterdessen wird wohl niemand seyn, dessen Ohr nicht Ariost, anstatt Ariosto, Homer anstatt Homeros, Tibull anstatt Tibullus, Horaz anstatt Horatius, Oront anstatt Orontes, vertragen könnte. Dagegen wird auch niemand seyn, den die durch die Abkürzung einsylbig gewordene Tit Liv oder Quint Curz oder Taß anstatt Titus Livius, Quintus Curtius, Tasso, nicht beleidigten. So wird auch wohl niemand seyn, dem die vielsylbigte, an sich einen schönen Fall habende, Namen Antisthenes, Demosthenes, Aristoteles, auch wenn sie diesen durch die Verkürzung verlohren, als Antisthen, Demosthen, Aristotel, wohlgefallen werden. Desgleichen wird ferner niemand seyn, der die Sylben eas oder ias wegzuwerfen wagen, und anstatt Aristeas oder Pausanias abgekürzt Arist und Pausan schreiben wollte. Bei manchen Fällen indessen wird freilich das

Gehör

Gehör verschieden seyn, so wie vielleicht überhaupt dasselbe, gleich jedem andern Sinn, bei keinem Menschen gerade eben so fein ist, als bei dem, der mit ihm in Vergleichung gestellt werden soll. Solchemnach wäre es dann freilich wünschbar, daß dieses Gegenstandes halber durch die Bemühungen der königlichen Akademie, soviel es immer möglich ist, gewisse Regeln festgesezt würden. Jedoch müßten, meiner Meinung nach, auch hier die Regeln nur den Prosaisten binden: Der Dichter aber, dem ich nach Art der Griechen, alle mögliche Art von Erleichterung zu machen wünsche, müßte die Erlaubniß haben, da, wo durch die Regeln die Abkürzung und Veränderung für richtiger gefunden worden, wenn ihm eben das unveränderte Wort besser in sein Sylbenmaaß paßte, sich dessen zu bedienen.

§. 5.

Dritte Regel.

Noch eine Regel, die ich hier zu geben, und streng von allen Schriftstellern beobachtet zu sehen wünschte, wäre diese: Die einmahl im Teutschen angenommene Bildung eines Namens auch in Uebersezungen, oder sonst wo er aus fremden Schriftstellern angeführt wird, beizubehalten. Die Italiäner, Franzosen, Engelländer, sind hierinn weit beständiger, als wir. Der Name Hektor heißt bei den Italiänern allezeit Ettore oder Hettore, von dem tapfern Trojanischen Prinzen an, bis zu dem feigen Wollüstling in der Emilie Galotti. Warum heißt er denn im Teutschen bald Hektor bald Hettore? Der Engelländer schreibt den Namen Johann allezeit John, der Franzose allezeit Jean, es mag von einem Evangelisten oder von einem Bedienten die Rede seyn. Warum schreiben wir Teutsche denn anstatt un=

sers Johann bald John bald Jean? Der Spanier schreibt immerfort Pedro anstatt Peter, es mag von dem Apostel, oder vom Czaar Peter, oder vom Diener in einem französischen Schauspiel die Rede seyn. Warum schreiben wir dann bald Pedro, bald Pierre, bald Pietro, nachdem etwa von einem Spanier oder Franzosen oder Italiäner die Rede ist? Warum heißt sogar unser eigener teutscher Name Ludwig, sogar häufig, Louis, oder Lewis, oder Luigi, oder Luis, nach allen möglichen Veränderungen der Nationen, die ihn von uns angenommen? Beständigkeit auch hierinn, so klein dieser Gegenstand allein betrachtet ist, würde uns Teutschen gewiß bei den Ausländern Ehre machen.

X.

Von den Verbindungs-Strichen.

Noch ein anderer, der Sorgfalt der königlichen Akademie nicht unwürdiger, Gegenstand, sind die sonst bei allen zusammengesezten Wörtern durchgehends im Gebrauch gewesene, nunmehr fast ganz abkommende Verbindungs-Striche. Sonst schrieb man Reichs-Kammer-Gericht, Ober-Post-Meister: jezo will man Reichskammergerichtsvisitationsmemorial und Reichsgeneralerboberpostmeisteramt schreiben. Bei ersterer Mode verlohr die Schönheit der Schrift und des Drucks, weil gar häufige Striche beiden ein unangenehmes Ansehen geben. Bei lezteren verliert wieder die Schönheit auf eine andere Art, da das Auge beleidiget wird, wenn es in Dreiviertel, oder gar einer

ganzen Zeile, dergleichen die beide angeführte lange Wörter ausmachen würden, keinen Ruhepunkt findet; und nebst dieser die noch viel wichtigere Deutlichkeit. Schon die obige beide Wörter kann gewiß ein nicht sehr geübter Leser ohne die größte Mühe nicht herausbringen, und doch theilt sich das erste in soferne noch ziemlich leicht ab, als die einzelne Wörter desselben mit lauter Konsonanten anfangen und aufhören. Aber man denke sich nun solche, wo die Abtheilung sich nicht selbst macht, sondern wo Konsonanten das eine Wort endigen und Vokalen das andere anfangen, z. B. Sachsenaltenburg, Sunderburgaugustusburg; oder auch den Fall, wo mehrere zwar durch Konsonanten leicht abgetheilte, aber an sich, weil es eigene Namen sind, minder bekannte Wörter zusammengesezt sind, als: Würtembergmömpelgard, Anhaltbernburgschaumburg, Holsteinsunderburgfranzhagen: oder noch gar den, wo naturhistorische Worte oder Kunstworte, so ohne alle

Verbindungsstriche zusammengesezt vorkommen, als Ziegenbarteiche, da der nicht sachkundige Leser eben so leicht eine Art Teiche, als eine Art Eiche zu lesen glauben kann; oder Jungfernadel, da der Leser ohne Erklärung unmöglich wissen kann, ob von einem Jungfern-Adel, oder von einer Jungfer-Nadel die Rede sey? Und was macht man vollends aus dem von andern schon a) gerügten Urnation? aus den Benennungen Zeugendung, Gebendung? b) Wie rauh, wie undeutlich, wie schwer zu buchstabiren machen

---

a) S. die oft angef. Beiträge ꝛc. IV. Stück, S. 162.

b) Muß nicht jeder recht buchstabirende Knabe also abtheilen: Zeu-gen-dung; Ge-ben-dung? Nur der, der die Sache schon versteht, weiß, daß es Zeug-Endung, Geb-Endung heißen muß. Warum sagt man dieses nicht gleich auch dem Knaben, durch Dazwischensezung des Strichleins? Möchten doch die würdige Herren Verf. des neuen Wörterbuchs, (Beiträge IX. 32.) diese Verbindungsstriche bei keinem zusammengesezten Worte auslassen!

dergleichen Zusammensezungen unsere Sprache! Alles dieses zu vermeiden lasse doch ja jeder teutsche Schriftsteller, der seine Sprache lieb hat und gut schreiben will, sich höchstens angelegen seyn; welches dadurch geschieht, wenn man es sich zum Gesez macht, überall wo eine Rauhigkeit, ein schweres Buchstabiren, oder eine Undeutlichkeit aus der Weglassung der Verbindungsstriche entstehet, dieselbe nicht auszulassen, sondern sorgfältig beizubehalten c). Ich hoffe desfalls in meiner Reichsgeschichte die rechte Mittelstraße beobachtet zu haben. Vielleicht würde eine Aufmunterung der königlichen Akademie andere Schriftsteller, die bisher sogar in Wörterbüchern, wo es ganz unverzeihlich ist, der Mode, alle dergleichen Strichlein wegzulassen, gefolgt sind, auch auf Beobachtung

c) Auch hier freue ich mich, den Herrn von Winterfeld auf meiner Seite zu haben. Beiträge zur Ausbildung der t. Sprache V. Stück, S. 114.

dieser Mittelstraße bedacht machen. Vielleicht ließe sich auch solche noch durch Regeln besser, als bisher geschehen, bestimmen.

XI.

Ueber die Worte Aristokratie und Rescript.

So wenig als ich mich in diesen kleinen Abhandlungen auf einzelne Worte einzulassen vorgehabt habe, so muß ich doch am Ende derselben eine Ausnahme machen, da mir erst unter dem Abdruck dieses Werks bekannt geworden, daß ein ganz neuer Schriftsteller das Wort Aristokratie durch Gan=Herrschaft und ein anderer dergleichen, Rescript, durch Königs= oder Fürsten=Brief zu übersezen unternommen hat. Er beruft sich dabei auf Gan=Erbschaft, welches auch eine sich selbst

ergänzende Gesellschaft, die allein an gewissen Rechten Theil hat, bedeute; und meinet, was bei Erbschaft richtig sey, sey auch bei Herrschaft richtig. Allein hier muß ich bemerken, daß der Erfinder dieser Uebersezung ganz willkührlich und ohne Untersuchung, ob die Herleitung des Worts Ganerben diese seine Meinung begünstige, geschrieben habe. Gehet man auf jene zurück, so findet man, daß die Sylbe Gan ehemahls gemein oder wechselsweise bedeutet hat. Mithin wäre Gan-Herrschaft eine Gemein- oder Wechsel-Herrschaft, also ganz etwas anders, als der Erfinder damit ausdrücken wollte. Es hat nehmlich dieser dadurch die Art Herrschaft auszudrücken im Sinn gehabt, welche die Vornehmste a) des Volks über dasselbe ausüben. Mithin müßte man es eigentlich mit drei Wor-

a) αριςοι, eigentlich die beste, die tapferste; hernach weil die Tapferste am leichtesten über die andern sich hinaussezten, die Vornehmste.

ten, Herrschaft der Vornehmsten, übersezen, da solche Zusammensezungen, als wie Vornehmsten-Herrschaft, in unserer Sprache nicht hergebracht sind. Wenn man aber bedenkt, daß diejenige Vornehme, welche in ihrer Herkunft, oder in der Aufnahme unter sich, ein Recht zu herrschen sezen, oder je gesezt haben, entweder mit dem, was bei uns Adel heißt, ganz einerlei, oder doch sehr nahe mit demselben verwandt sind, so glaube ich, mit vollem Rechte, anstatt des angenommenen Aristokratie, das rein-teutsche und jedermann verständliche Adels-Herrschaft vorschlagen zu dürfen; so wie ich zugleich für Rescript das eben so reine und verständliche Befehlschreiben in Vorschlag bringe. Nicht jeder Brief eines Königs ist ein Rescript, (nehmlich, ein einen Befehl enthaltendes Schreiben) denn es kann ja ein bloßes Antwortschreiben eines Königs seyn. Aber, es enthalte auch einen Befehl, so kann er darum doch kein Königs- oder

Fürsten=Brief genannt werden, weil ein Fürsten=Brief, Grafen=Brief, Adels=Brief, selbst im gemeinen Leben, einen Brief bedeutet, wodurch jemand ein Fürst, Graf, oder Edelmann wird. Wie wird also ein solches einen Befehl enthaltendes Schreiben am Besten zu nennen seyn? Ein königliches, fürstliches, gräfliches &c. Befehlschreiben; auch ein kaiserliches. Nur pflegen nicht alle kaiserliche einen Befehl enthaltende Schreiben mit diesem Worte bezeichnet zu werden, sondern nur die, welche keine besondere Strafe androhen. Die, welche solches thun, heißen, zum deutlichen Unterschied, besser Straf=Befehle, im Styl der Reichsgerichte, Mandate.

XII.

Vom doppelten Z.

Es will seit einiger Zeit einreißen, daß man anstatt des ehemals üblichen ß, und nachher für dasselbe eingeführten einfachen z, ein doppeltes z oder zz gebrauche. Ich meines Orts habe gegen diese Neuerung zweierley einzuwenden, wovon hier in der Kürze zu reden, nicht überflüßig seyn wird. Ich halte nehmlich dafür, daß das zz 1) nicht besser, 2) daß es sogar schlimmer als das ß oder einfache z sei. Erstlich nicht besser: denn jedes teutsche z ist, nach der Uebereinstimmung aller Sprachkenner, soviel als ts. Wenn ich also Kaze schreibe, so ist es soviel, als wenn ich Katse schriebe. Und wenn ich dann dieses Katse ganz nach der gewöhnlichen teutschen Mundart ohne alle besondere Vorschrift ausspreche, so spreche ich gewiß zugleich das z in Kaze recht aus, ohne

Zusaz noch eines z. Es wäre also dieser Zusaz für die wahre Aussprache 1) unnüzlich. Aber nicht genug, er ist auch 2) schädlich. Man schreibe einmahl Kazze, und lasse es ein recht richtig buchstabirendes Kind buchstabiren. Wie wird es sodann heißen? Kazze, mithin aufgelöset: Katz-tse. Und der Ausländer! Ist es nicht bei demselben der nehmliche Fall? Wollen wir dann mit Gewalt so schreiben, daß dem Kinde seine Muttersprache saurer werde, daß den Franzosen, die jezt häufiger als je Teutsch lernen, unsere ihnen ohnehin rauh vorkommende Sprache, durch den doppelten Schlangenton des z noch rauher vorkomme?

XIII.

Was ist von der Mode zu halten, anstatt des å, ô, ů, ae, oe, ue, zu schreiben?

Dieses, glaube ich, daß sie auf keine Weise nachzumachen sei. Wenn die Schreibart soviel möglich den Laut der Worte nachbilden soll, warum will man denn das zusammen lauten sollende, so schreiben, als wenn es getheilt lauten sollte? Es ist ja gar kein Grund für diesen neuen, erst seit noch nicht vielen Jahren einreißen wollenden, Gebrauch vorhanden! Wenn jemand Schåfer heißt, warum soll das buchstabirende Kind Scha e fer zu buchstabiren bekommen, wie es doch thun muß, da man ihm gesagt hat, daß jeder Selbstlauter eine Silbe bestimme? Warum soll das Kind, das Vermôgen sprechen muß, Vermo e gen lesen lernen, und dann hôren, daß man nicht spreche, wie es richtig gelesen hatte?

Es ist wahr, daß man bey den großen Buchstaben, A, O, U, wenn ein e vereinigt mit denselben ausgesprochen werden soll, dasselbe darneben drucke und schreibe, wo dann die eben benannte Unbequemlichkeit allezeit statt findet. Aber — soll man nun dieselbe deswegen auch geflissentlich bey den kleinen Buchstaben zu verursachen bemühet sein? Wenn ja eine Veränderung, der Einförmigkeit halber, vorzunehmen wäre, wäre es nicht besser, auch bei den großen A, O, U, die mit denselben Einen Laut ausmachen sollende e darüber und nicht darneben zu sezen? Das Kind, und der mit ihm, wie in der nächstvorigen Abhandlung gesagt ist, in ähnlichem Fall stehende Ausländer, würden gewiß dabei gewinnen.

XIV.

Soll man teutsch oder deutsch schreiben?

Zum Beschluß noch etwas über einen sehr oft abgehandelten Gegenstand! Schon so manche Gelehrte haben sich gewundert, und Ausländer finden darinn Materie zum Spott, daß ein so großes Volk, wie das Teutsche ist, in so vielen schriftstellerischen Jahrhunderten, noch nicht einmahl seinen Namen ohne alle Ungewißheit zu schreiben, gelernt habe. Unterdessen ist es leider wahr, und indem von den neuesten Schriftstellern ein Schmidt, ein Galletti, eine Deutsche Reichsgeschichte schreiben, schreibt ein Häberlin eine Teutsche. Welches von beiden ist nun recht? Oder, mit andern Worten, wem von diesen Schriftstellern soll man nachfolgen? Ich meines Orts habe mich, nachdem ich lange zwischen beiden Schreibarten ge-

wankt hatte, endlich da mich das Schicksal, den Häberlin fortzusezen bestimmte, zu einer derselben nothwendig entschließen müssen, und habe mich, nach reifer Ueberlegung, meinem Vorgänger zu folgen, entschlossen. Wahr ist es, daß wenn man der Aussprache der größten Anzahl aller Teutschen, so vornehmer als geringer, folgen wollte, man deutsch schreiben müßte. Allein dieser zufolge müßte man auch Deufel, Daufe, deuer, anstatt Teufel, Taufe, theuer, schreiben, da wohl allein die Niedersachsen, wenn sie hochteutsch sprechen, das T in den benannten und ähnlichen Wörtern, wo es vor einem Doppellauter steht, hören lassen. Mithin beweiset die Aussprache nichts. Der Schreib-Gebrauch ist auch, so weit Bücher und Urkunden in unserer Sprache hinaufgehen, unterschieden. Also beweiset dieser wieder nichts. Gleicher Fall ist es mit der Aehnlichkeit der verwandten Sprachen, des Dänischen, Schwedischen, Engel- und Holländischen. Was habe ich denn also

wohl festes gefunden, worauf ich meine Schreibart, teutsch, gründen zu können, glaube? Folgendes: die alten Römer schreiben, unsere Väter hätten gesagt: sie stammten vom Vater *Teuto* oder *Tuisto*; man findet bei ihnen *Teutones*, keine *Deutones*. Alle daher entstehende Namen, als *Teutobocchus*, *Teutomarus*, haben ein T kein D. Das Herkunftswort davon heißt *Teutonicus*. Die Fränkische und Teutsche lateinisch schreibende Gelehrte mittlerer Zeiten haben ebenfalls lauter *Teutones*, imgleichen *Teutonicos*, und *Theotiscos*. Ein Beweis, daß zu jenen Zeiten, also viele Jahrhunderte lang, wenigstens bis zum vierzehenten Hundert, der Sprachgebrauch für das T gewesen sein müsse. Und so hat sich auch bei allen lateinischen Schriftstellern nachheriger Zeiten, bis auf die unsere, ohne Ausnahme das T erhalten. So haben auch die vom Lateinischen abstammende Sprachen, wenn sie von Teutschen reden, und sich des nach ihren Sprachen umgebildeten Worts, teutsch, bedienen wollen, durchge=

hends ein T kein D. a) Sollte nicht diß alles mit Recht dem T in diesem Worte meinen Beifall zuwege gebracht haben, wenn auch nicht der ganze ungeheure Londorp mit allen seinen Staatsverhandlungen, imgleichen der auf ihn folgende Faber, so unläugbar für das T wären? Wo die Pfunde in einer Wage gleich stehen, geben ja sogar Lothe das Uebergewicht. Aber, um auch noch ein ziemliches Pfund, ja wohl einen Centner, auf die Wagschale des T zu werfen; braucht nicht dieses T die Reichskanzlei noch heutzutage in ihren Ausfertigungen?

Zugabe zu Seite 132.

Um diese lezte Seite nicht leer zu lassen, will ich noch kürzlich einen Gedanken, zum Besten derer, welche in die Nothwendigkeit gesezt sind,

a) Die Italiäner sagen Tedeschi, die Spanier Tudescos, die Franzosen nennen le tudesque das alte Teutsch, und sagen auch im Geschäftsstyl, teutonique.

neue Wörter für unsere Sprache zu machen, hinzusezen, welcher mir unter dem Druck der Abhandlung erst eingefallen ist. Ich glaube nehmlich, daß wenn in gedachter unserer Sprache nichts mehr zu finden ist, aus dem, oder mit Hülfe dessen, ein schickliches Wort für den neu auszudruckenden Begriff gemacht werden könnte, man wohl thue, ehe man die löbliche Bemühung desfalls ganz unterläßt, auch noch die Schäze der verwandten Sprachen, sonderlich des Dänischen und Schwedischen desfalls mit allem Fleiße zu durchsuchen. Zwar sind diese freilich diejenige, welche am wenigsten gelernt zu werden pflegen. Wer sie aber kann, wird gewiß die Mühe, sie zur Bereicherung der Teutschen Sprache zu benuzen, nicht selten dadurch belohnt finden, daß er auf ein schönes neues Wörtchen kommt, welches dabei noch den Vorzug haben wird, denen aus unserer Sprache selbst neugebildeten, überaus ähnlich zu sehen.

Bayerische Staatsbibliothek München

X II. 91

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Senkenberg, Renatus Karl von,

Gedanken über einige Gegenstände, die teutsche Sprache betr

Frankfurt 1798

L.germ. 245 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584368-2
VD18 14588722-001